

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Eideböhl

unter Mitwirkung von Dr. **A. Bergengrün**, Baron **E. v. d. Brüggen**, Prof. Dr. **C. Dehio**, **S. Diederichs**, Prof. Dr. **J. Engelmann**, Prof. Dr. **C. Erdmann**, **G. v. Glasenapp**, Dr. **E. v. Kottbeck**, **A. Sobien** u. A.

Inhalt:

Der Ausfall einst und jetzt. Von Prof. Dr. C. Dehio	645
Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Eindner. (Fortsetzung). Von E. Fehre	671
Der deutsche Roland. Von H. v. A.	700
Politische Korrespondenz	705
Beilage: Graf Nikolai Rehbinder. Ein baltisches Dichterbild. Ein livländisches politisches Lied aus dem Jahre 1556. Mitgetheilt von Dr. A. Bergengrün. Kunstbriefe. I. Von J. Norden. Litterarische Umschau.	

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition
der „Balt. Mon.“ (Riga, Georgenstr. 4) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Reval.

Franz Kluge.

1895.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
H. v. Lidebühl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Dr. S. Krögers

Heil- u. Badeanstalt

mit Pensionat.

Hydrotherapie, Elektrizität,
Massage, Diätkuren.

Besitzer und leitender Arzt:

Dr. med. Ernst v. Hirschheydt,

RIGA,

Kirchenstrasse 18.



Der Ausfuß einst und jetzt.

So weit unser Blick in die historische Vergangenheit des Menschengeschlechts zurückreicht, so weit erstreckt sich auch die Kunde von den Epidemien, welche in verheerendem Siegeszuge, plötzlich und vergänglich wie ein Meteor, über den Erdball dahinziehen, die Lebenden in Schrecken und Angst versetzen und Tod und Verderben hinter sich lassen, aber auch Platz schaffen für neue Geschlechter der Menschheit und frische Generationen einer anderen Zeit. So kennen wir die Pest des Alterthums, den schwarzen Tod, die Blattern des Mittelalters und aus neuerer Zeit die asiatische Cholera, diesen unheimlichen Würgeengel, unter dessen düsterem Flügelschlag die Menschen in ungezählten Schaaren dahingesunken sind. Und doch ist die Wirkung dieser plötzlich auftretenden, aber dafür auch bald nachlassenden Epidemien nicht so nachhaltig wie die still und versteckt arbeitende, aber durch Jahrhunderte sich gleichbleibende und immer sich wiederholende Thätigkeit der sogenannten endemischen Volksseuchen. Während die schon genannten Epidemien bei aller ihrer Schrecklichkeit doch oft zur Erneuerung und Wiedergeburt des alt gewordenen Menschengeschlechts beigetragen haben, zehren die endemischen Seuchen, wie z. B. die Tuberculose und manche andere chronische Infectionskrankheit, beständig am Mark des Volkes. Wieviel Unglück sie dem Einzelnen und welchen ökonomischen Schaden sie dem Ganzen zufügen, läßt sich garnicht berechnen. Unter diesen endemischen Seuchen ist wohl eine der ältesten und jedenfalls die am längsten bekannte der Ausfuß oder, wie sie mit ihrem wissenschaftlichen Namen genannt wird, die Lepra.

Ihre Spuren lassen sich in den ältesten Schriftdenkmalern des Menschengeschlechtes schon zweifellos erkennen. Die Forschung ist im Einzelnen freilich dadurch sehr erschwert, daß im Alterthum eine so scharfe Sonderung der einzelnen Krankheiten nicht stattfand und auch

nicht möglich war wie heut zu Tage, wo die moderne medicinische Wissenschaft mit viel größerer Sicherheit Zusammengehöriges zu vereinigen und Verschiedenes auch bei äußerlicher Ähnlichkeit zu trennen weiß. So ist das, was im Alterthum als Ausfuß bezeichnet wurde, nicht völlig gleichbedeutend mit dem, was wir heutigen Tages unter dieser Krankheit verstehn. Der Ausfuß des Alterthums ist eine Art Sammelbegriff, in welchem eine große Menge von Krankheiten Platz fand, die nur das Eine gemeinsam hatten, daß sie zu deutlichen, anhaltenden Veränderungen auf der äußern Haut führten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die echte Lepra, dieselbe Krankheit, welche wir heute so nennen, unter den als Ausfuß bezeichneten Leiden des Alterthums eine sehr wichtige, vielleicht die bedeutendste Rolle spielte, allein an sie lehnten sich noch manche andere gleichfalls als unrein betrachtete Krankheiten an, welche mit der Lepra unserer Tage garnicht verwandt sind und nichts mit ihr zu thun haben.

Eines der interessantesten Beispiele hierfür bietet der Ausfuß der hebräischen Bibel. Die gesammte Christenheit hat die ältesten Nachrichten über den Ausfuß oder die Zaraath, wie die hebräische Bezeichnung lautet, von jeher aus dem 2. bis 5. Buch Moses geschöpft. Hier finden wir nicht nur die gesetzlichen Bestimmungen über die rituale Behandlung und die eventuelle Isolirung der mit Zaraath Behafteten, sondern auch die genaueste Beschreibung der Krankheit und ihrer Symptome, sowie eine Anleitung zur Erkennung und Diagnose derselben. Man sollte meinen, daß kein Zweifel möglich sei, und doch — nachdem durch Jahrhunderte und Jahrtausende die Zaraath der hebräischen Bibel für die echte Lepra gehalten worden ist, nachdem diese Meinung sich durch die Macht der Tradition zu einem feststehenden Dogma versteinert hat, zeigt sich, daß die Zaraath des alten Testaments sich keineswegs mit dem heutigen Ausfuß deckt. Das Verdienst, in diese medicinisch wie philologisch gleich bedeutsame und gleich schwierige Frage sicheres Licht gebracht zu haben, gebührt dem Prof. Münch in Kiew, wohl einem der gelehrtesten und gründlichsten Kenner des Ausfußes der Gegenwart. Münch hat mit bewunderungsverthem Scharfsinn nachgewiesen, daß die Beschreibungen der Zaraath in den mosaischen Gesetzbüchern, wenn man sie nur genau und sinngemäß übersetzt, durchaus nicht auf die Lepra passen. Die Lepra tritt bekanntlich in zwei verschiedenen Formen auf, der knotigen und der fleckigen, zwischen denen es wiederum mannigfaltige Uebergänge und Mittelglieder giebt. Bei beiden Formen, namentlich aber bei der fleckigen, kommen im späteren Verlauf der Krankheit mannigfaltige Lähmungen, Verstümmelungen und unförmliche Schwellungen und Verunstaltungen der Hände und Füße hinzu. Nun ist aber nirgends, wo die Zaraath im Pentateuch beschrieben wird, von Knollen und Knoten die Rede, während doch gerade diese Auswüchse auf der Haut so charakteristisch und auffallend sind, daß Niemand, der sie gesehen hat, sie wieder vergessen kann; dazu kommt, daß diese Knollen mit Vorliebe das

Gesicht befallen und daher unmöglich verdeckt oder versteckt werden können. Es ist daher ausgeschlossen, daß der Gesetzgeber sie übersehen haben sollte. Desgleichen führen die fleckigen Formen des Aussatzes zu Veränderungen, die nicht mißkannt werden können; es entstehen bald dunklere, bald hellere Flecken, welche oft mit einem rothen, wallartig erhabenen Saum umgeben sind; das Eigenthümliche aber, was sonst bei keiner Krankheit wiederkehrt, ist, daß diese Flecken entweder vollständig gefühllos sind, oder wenigstens nur eine ganz stumpfe Empfindung haben, die sich grell von der normalen Gefühlsfähigkeit der umgebenden gesunden Haut abgrenzt. Die Lähmungen und Verstümmelungen endlich sind für den Kranken von einer so gewaltigen und verderblichen Bedeutung, daß sie auch dem Laien in die Augen springen müssen, denn sie berauben den Ausätzigen des Gebrauches seiner Gliedmaßen und machen ihn zum Krüppel und Bettler. Von allen diesen Veränderungen, so wichtig und auffallend sie sind, findet sich im mosaischen Gesetz kein Wort und darin sehen wir den sicheren Beweis, daß die Lepra, oder die Krankheit, welche wir heute so bezeichnen, sicherlich nicht unter den Begriff der biblischen Zaraath gehört hat. Andererseits hat Münch — und darin dürfte wohl das Hauptverdienst seiner Untersuchungen über diese Frage bestehen — nachgewiesen, daß die Beschreibung der Zaraath in den mosaischen Gesetzbüchern auf's Beste für zwei andere, auch heute noch wohlbekannte Hautkrankheiten paßt, die aber mit der Lepra nichts zu thun haben. Das sind die Vitiligo (Weißfleckenkrankheiten) und der Herpes tonsurans (scheerende Flechte). Ich kann auf die Einzelheiten dieser theils linguistischen und theils medicinischen Beweisführung nicht eingehen, muß aber bestätigen, das dieselbe keine Einwände zuzulassen scheint. Wir müssen vielmehr die Schärfe des medicinischen Blickes und die Genauigkeit der Beobachtung bewundern, mit welcher der Gesetzgeber des grauen Alterthums es verstanden hat, die ersten Anfänge der beiden genannten Krankheiten aufzufassen und zu beschreiben.

Wenn nun aber die Münch'sche Ansicht richtig ist und der Aussatz des alten Testaments wirklich auf Vitiligo und Herpes zusammenschumpft, so häufen sich erst recht die Räthsel. Die Vitiligo ist eine an sich ganz unschuldige und nicht ansteckende Hautkrankheit, durch welche aber freilich sehr auffallende Entstellungen hervorgerufen werden; es entstehen nämlich hierbei schneeweiße Flecken, die auf der Haut der dunkelfarbigen Orientalen stark in's Auge springen und bei größerer Ausdehnung dem Körper das Aussehen eines geschleckten Pferdes verleihen. Sonstige Störungen und Gefahren sind mit der Krankheit nicht verbunden. Der Herpes tonsurans ist zweifellos ansteckend und führt zur Entstehung von rothen Flecken und ringförmigen Ausschlägen, die man auch heute nicht gar selten zu Gesicht bekommt, die aber leicht zu vertreiben und nicht gefährlich sind; es ist wohl möglich, daß die Krankheit wegen der größeren Unreinlichkeit der orientalischen Lebensweise bei den Juden häufiger und in schwereren Formen aufgetreten sein mag als bei uns,

doch immerhin kann der Herpes nicht eine Volksseuche von socialer Bedeutung gewesen sein. Und dennoch verurtheilt das mosaische Gesetz diese harmlosen Kranken wegen ihrer Vitiligo und ihres Herpes zur Ausschließung aus der Volksgemeinschaft! Man könnte irre werden an der Münch'schen Ansicht, wenn der genannte Autor nicht zugleich durch persönliche Forschungen in der turkfestanischen Steppe nachgewiesen hätte, daß dort noch heutigen Tages derselbe religiöse Gebrauch herrscht, welcher vor 3 Jahrtausenden durch Moses bei den Juden festgestellt wurde. Die Turkmeneu unterscheiden zwei Krankheiten, die beide die Aussetzung der Erkrankten nach sich ziehen und von denen daher beide mit Recht als Aussatzkrankheiten bezeichnet werden können. Die eine ist unsere Lepra, die andere führt den Namen Pej und ist, wie Münch durch Photographien zweifellos dargethan hat, identisch mit unserer Vitiligo. Und diese Vitiligo-Kranken werden ebenso wie die echten Lepräsen und gemeinsam mit ihnen in Mhlyen und Leprosorien eingeschlossen und isolirt.

Wie kommt es nun, daß die Vitiligo oder die Zaraath der hebräischen Bibel mit so schweren gesetzlichen und rituellen Folgen verknüpft wurde, da sie doch eine ungefährliche, nicht ansteckende und somit für das Wohl des Volkes bedeutungslose Krankheit ist? Es beruht das offenbar auf einer uralten, orientalischen Volksanschauung, nach welcher derartige Flecken als Zeichen und Mäler gelten, die direct der Hand Gottes entstammen; in den Augen der Hebräer waren es Brandmarkungen für die Uebertretung des Gesetzes, und es ist bei dieser Anschauung begreiflich, daß der also von Gott Gezeichnete Abscheu und Schrecken erregte und aus dem Volksverbande gestoßen wurde.

Kehren wir nun zur Frage zurück, ob den Juden des Alterthums die Lepra bekannt gewesen ist oder nicht, so müssen wir wohl der Behauptung Münch's beistimmen, daß im alten Testament nicht nur keine directen Hindeutungen, sondern auch keine entfernten Winke dafür vorhanden sind, daß in der biblischen Zeit der Aussatz bekannt gewesen. Damit ist aber, wie mir scheint, noch nicht gesagt, daß die Lepra unter den Juden überhaupt nicht vorgekommen ist; es hat gewiß viele Krankheiten gegeben, deren die heiligen Schriften keine Erwähnung thun, und so halte ich es auch für möglich, daß die Lepra im mosaischen Zeitalter existirt hat, wengleich das Gesetz sie unberücksichtigt läßt. Ferner: warum sollten, falls es damals schon Lepräse gab, dieselben neben den von der Zaraath betroffenen Menschen nicht schon damals ebenso isolirt worden sein, wie es heute bei den Turkmeneu geschieht. Bei der Stabilität der orientalischen Volks sitten erscheint mir ein solcher Rückschluß von der Gegenwart auf die Vergangenheit nicht ganz unberechtigt.

Geben wir die freilich nicht bewiesene Möglichkeit zu, daß neben der Vitiligo auch die echte Lepra unter den aus Aegypten ausgewanderten Juden vorgekommen ist, dann erscheint es mir nicht weiter zweifelhaft, daß viele Fälle dieser hypothetischen Lepra fälschlich als Zaraath erkannt

und demgemäß behandelt worden sein müssen. Ein jeder Arzt, der sich in der verantwortungsvollen Lage befunden hat, zu entscheiden, ob gegebenen Falles Lepra vorliegt oder nicht, weiß, wie schwer es manchmal ist, die Anfangsstadien der fleckigen Form der Lepra von den Flecken der Vitiligo und des Herpes nach dem bloßen Ansehen zu unterscheiden, und wenn uns heutzutage so manche feinere, diagnostische Hilfsmittel zur Seite stehen und unsere Erkenntniß sichern, so muß doch das Alterthum, welches über die makroskopische Unterscheidung der äußern Form nicht hinausgehn konnte, sicherlich manchen Irrthümern unterlegen sein; es wäre ungerrecht, hier etwas Anderes zu erwarten.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, von praktischer Bedeutung ist für uns die Frage, ob die alten Juden den Aussatz kannten, nicht. Wohl aber sind uns die Ueberlieferungen des mosaischen Gesetzes deshalb von so großer Bedeutung, weil sie uns zeigen, daß die Ausschließung von Kranken, welche an Hautübeln litten, aus der Volksgemeinschaft nicht nur gesetzliche Geltung, sondern sogar religiöse Weihe besaß.

Sehen wir von den mosaischen Schriften ab, auf welche wir uns nicht mehr berufen wollen, so bezeichnen alle späteren Schriftsteller Aegypten als die älteste Heimath des Aussatzes und Nichts stört uns in der Vermuthung, daß schon zur Zeit des Auszuges der Juden von Aegypten, ca. 1500 vor Christo, der Aussatz im Niellande verbreitet war; hier könnte auch das Volk Israel die Seuche erworben und in's gelobte Land verschleppt haben.

Raum weniger alt mag die Krankheit in Indien und China sein; in Persien soll sie nach Herodot im 6. Jahrhundert vor Christo aufgetreten sein. An den asiatischen Ufern des mittelländischen Meeres ist der Aussatz sicher schon früh verbreitet gewesen, wie denn die „phöniciſche Krankheit“, von der Hippokrates (ca. 400 vor Christo) redet, wahrscheinlich auf diese Seuche zu beziehen ist. — So dürfen wir bei dem regen Seeverkehr, welcher von Kleinasien, Phönicien und besonders Aegypten zu den Küsten Europas und vor Allem nach Griechenland hinüberleitete, uns nicht wundern, daß der Aussatz auch in Europa schon frühzeitig aufgetreten ist. Sicheres läßt sich freilich auch hier nicht aussagen, denn ebenso wie in der heiligen Schrift, so begegnet man auch in den Werken der griechischen und römischen Schriftsteller und Aerzte einer heillosen Verwirrung in der Terminologie, in der wir uns heute kaum mehr zurechtfinden können.

In den Hippokratischen Schriften findet sich der Ausdruck „Leuke“ im Zusammenhang mit der „phöniciſchen Krankheit“ gebraucht. Aristoteles nennt die Satyria offenbar im Sinne von Aussatz. Bei Anderen finden sich wieder andere Namen. — Pausanias berichtet, daß der Name eines Ortes „Lepreos“ im Süden der elischen Landschaft in Griechenland ihren Namen daher habe, weil die ersten Ansiedler derselben am Aussatz gelitten hätten. Wir wissen nicht sicher, was für Krankheiten alles mit diesem Namen gemeint waren; und es ist daher ein vergeb-

liches Bemühen, für jeden Terminus eine bestimmte Krankheit nach unseren Begriffen zu substituiren. Die größten Schwierigkeiten und Mißverständnisse sind durch die Vermischung der Begriffe Aussatz und Elephantiasis hervorgerufen worden. Unter letzterer verstehen wir jetzt nach dem Vorgang der alten arabischen Aerzte eine chronische Verdickung der Haut, für die auch der Ausdruck Pachydeomie gebräuchlich ist, aber es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das griechische und römische Alterthum wenigstens zur Zeit der römischen Kaiser auch den Aussatz als Elephantiasis bezeichnet hat und so sind wir, so oft wir diesem Wort begegnen, nie sicher, welche Krankheit der Autor eigentlich gemeint hat. Da aber aus allen Berichten und gelegentlichen Bemerkungen hervorgeht, daß die Autoren eine feuchtheilig verbreitete Volkskrankheit meinen, und da wir außer dem Aussatz (und vielleicht der Syphilis) eigentlich keine schwere derartige Krankheit mit endemischer Verbreitung kennen, so werden wir wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, daß die Lepra den Kern und das Gros aller dieser Krankheiten gebildet habe.

Doch verlassen wir diesen schwankenden Boden, wo der Philologe zuerst Klarheit schaffen muß, bevor der Mediciner sich auf ihn hinauswagen darf.

Wir vermuthen, daß die Griechen in den letzten Jahrhunderten vor Christo den Aussatz gekannt haben; in Italien scheint er erst später aufgetreten zu sein, doch wissen wir hierüber nichts Sicheres. Aus den Quellen der römischen Kaiserzeit läßt sich nur entnehmen, daß er im letzten Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung in Rom und den italienischen Provinzen nicht zu den Seltenheiten gehört hat.

In welcher Zeit die weitere Verbreitung des Aussatzes in Europa erfolgte, darüber erhalten wir den besten Aufschluß aus den gesetzlichen Bestimmungen, die in den verschiedensten Ländern gegen die weitere Ausbreitung der Seuche, die überall für ansteckend galt, getroffen wurden. Die Stürme der Völkerwanderung, welche alle Nationen des unermesslichen römischen Reiches durcheinanderlegte und allenthalben ein wirres Völkergemisch hinterließ, von dessen Bunttheit wir uns kaum eine Vorstellung machen können, haben sicherlich viel zur Verbreitung der Lepra in bis dahin verschont gebliebene Landstriche beigetragen. Die germanischen Stämme, welche die Küstenländer des mittelländischen Meeres überflutheten, sind schwer von der Seuche ergriffen worden; unter den Longobarden im heutigen Frankreich war der Aussatz so häufig, daß schon im 7. Jahrhundert die Absonderung der Kranken gesetzlich bestimmt wurde und König Pipin (757) und Karl der Große (789) Gesetze über die Verheirathung Aussätziger verfaßten und den Aussatz als legalen Grund der Ehescheidung zuließen.

Besondere Isolirungs- und Pflegeanstalten für Aussätzige — Leprosorien — scheinen zuerst im 8. und 9. Jahrhundert im Frankenreich gegründet zu sein. In den folgenden Jahrhunderten finden dieselben auch in Italien, Spanien, England, den Niederlanden, Norwegen

und der Schweiz Eingang und wir erkennen daraus, daß die Seuche stetig an Ausdehnung und Häufigkeit gewachsen sein muß. Schon damals erkannte man, daß Elend und Schmutz den Boden düngen, auf dem die Saat des Aussatzes am üppigsten gedeiht. Es ist deshalb leicht zu verstehen, daß zur Zeit der Kreuzzüge die Seuche wie ein verheerendes Feuer um sich greifen konnte. „Schon lange“, sagt ein niederländischer Schriftsteller, „hatte der Aussatz im Abendlande tiefe Wurzeln im Volke geschlagen; namentlich war er unter den zahllosen Schaaren der Vagabunden und Bettler ganz allgemein; bei ihrem umherziehenden Leben, bei der Abgelegenheit ihrer Wohnungen kamen dieselben nur selten mit den höheren Ständen in Berührung. Das sittenlose und elende Leben der ärmsten Klassen war die unerschöpfliche Quelle für die fortwährende Erhaltung des Aussatzes. In gewöhnlichen Zeiten lief die Schale des Elendes in diesen Schichten des Volkes nicht über, aber von Zeit zu Zeit wuchs sie an zu einem brausenden Strome, welcher die Dämme, durch die die einzelnen Stände von einander getrennt waren, durchbrach, und sein verpestendes Gift über alle Kreise der Gesellschaft ergoß.“ Das geschah zur Zeit der Kreuzzüge, wo Adel und Volk, Ritter und Knechte, Aleriker und Pilger sich durcheinander mengten und reichlich Gelegenheit geboten war, daß der Aussatz, diese unreine Krankheit des Elends, aus den Hütten der Armen in die Burgen der Reichen und die Paläste der Herrscher eindringen konnte.

Das 12. bis 16. Jahrhundert bezeichnet die Zeit, wo der Aussatz eine gräßliche Plage der ganzen abendländischen Christenheit gebildet hat. Ueberall gab es Lepröse und Niemand war vor der Seuche sicher. Nicht nur den Ärzten, sondern auch den Laien war die Krankheit wohlbekannt, und wenn auch noch immer manches andere Uebel, das mit der Lepra nichts gemein hatte, in den Begriff des Aussatzes einbezogen wurde, so lassen die Beschreibungen aus jener Zeit doch gar keinen Zweifel, daß im Allgemeinen die Krankheit mit völliger Sicherheit erkannt wurde. In Deutschland und der Schweiz heißt sie vielfach „Maalzei“ oder „Mifelsucht“ und die Bezeichnung der Lepräsen als „Sonderstieche“ weist darauf hin, daß dieselben abgetrennt vom allgemeinen Verkehr in geschlossenen Anstalten leben mußten.

Daß der Aussatz des Mittelalters in der That identisch ist mit der heutigen Lepra, dafür besitzen wir einen schlagenden Beweis in einem Bilde des älteren Holbein, welches sich in der Münchener Pinakothek befindet und auf welches Virchow im Jahre 1861 die ärztliche Aufmerksamkeit gelenkt hat. Es hat ursprünglich den Seitenflügel eines Altargemäldes gebildet und stellt nach der Legende die heilige Elisabeth dar, wie sie von der Wartburg herabsteigend die Aussätzigen speist und trinkt. Zu den Füßen der hohen Gestalt der Heiligen ist eine Gruppe von Aussätzigen gelagert, von denen drei noch gut zu erkennen sind; man sieht einen Mann, eine ältere, wie es scheint weibliche Figur und eine jüngere Person. Ersterer läßt deutlich die Knoten und Geschwülste

der tuberculösen Lepraform im Gesicht erkennen, die beiden Anderen zeigen auf den Extremitäten die charakteristischen Flecken der maculösen Form und der Letzteren mangeln zudem die Augenbrauen, was auch heute als ein wichtiges Kennzeichen der Lepra bekannt ist. Alles das ist ganz naturgetreu und mit großem Realismus dargestellt und ich kann mit Virchow aus eigener Anschauung versichern, daß es zweifellos dieselben Formen sind, an denen auch heute unsere Ausfußigen leiden. Hans Holbein der Ältere, 1450 in Augsburg geboren, malte daselbst bis Ende des 15. Jahrhunderts; damals bestanden dort drei Siechenhäuser, so daß er seine Ausfußigen sehr wohl nach lebenden Modellen hat darstellen können.

Vom 16. Jahrhundert an beginnt der Ausfuß allmählich seltener zu werden und seine verderbliche Bedeutung als Volksseuche zu verlieren; am frühesten wurde das Nachlassen desselben in Italien und Spanien bemerkt, später erlosch er auch in West-, Mittel- und Nordeuropa, so daß zu Ende des 17. Jahrhunderts die Krankheit für ausgestorben galt und sowohl dem Gedächtniß des Volkes, wie der Kenntniß der Ärzte entschwand.

Die glücklichen Umstände, denen Europa die endliche Befreiung von der Seuche verdankt, sind gewiß recht mannigfaltig und complicirt. Die Festigung des staatlichen Lebens und die Ruhe und Ordnung der Lebensverhältnisse, welche die Staaten des Abendlandes zu Ende des Mittelalters errangen, führten zur allgemeinen Besserung der Lage des Volkes; die Armuth und Verkommenheit des Bauernstandes wich einer gewissen Sicherheit der Existenz, das Aufblühen der Städte führte vielfach zu einer behäbigen Wohlhabenheit des Bürgerstandes und die Segnungen der Cultur wurden mehr und mehr Gemeingut aller Stände. Gewiß haben unter diesen Verhältnissen die größere Reinlichkeit und vernünftige Lebensführung der Verbreitung der Lepra einen Damm entgegengesetzt. Sehen wir doch auch noch heute, daß eine so ansteckende Krankheit wie der Flecktyphus sich um so leichter verbreitet und um so eher zu epidemischer Häufigkeit anschwillt, je elender die ökonomische Lage der betroffenen Volksschichten ist; mit Recht heißt er der Hungertyphus, denn er ist ein stetiger Begleiter des Mißwachses und der Hungersnoth; wo dagegen Wohlstand und günstige hygieinische Verhältnisse herrschen, da findet er keinen Boden. Ähnliches gilt auch für den Ausfuß.

Mehr aber als die allgemeine Besserung der Verhältnisse haben gewiß die direkten staatlichen Vorbeugungsmaßregeln zur endlichen Ueberwindung der Seuche gewirkt. Wir sahen schon, daß im ganzen Mittelalter der Volkssinn — oder sagen wir besser die Volkserfahrung — den Ausfuß für eine ansteckende Krankheit hielt. Aus dieser Anschauung sind die Gesetze hervorgegangen, welche in allen Staaten des Mittelalters gegen den Ausfuß erlassen wurden; daß diese Gesetze streng und nach unseren Begriffen über die Massen hart waren, zeigt uns, wie groß der Schrecken und der Abscheu des Volkes vor der unheilbaren Seuche war.

Aber so wenig wir geneigt sind, zu solchen Zwangsmitteln zu schreiten, wie sie die Barbarei jener dunklen Jahrhunderte zuließ und guthieß — so sehr müssen wir doch zugeben, daß sie aus der wichtigen Erkenntniß hervorgingen, daß die Verbreitung des Aussatzes nur durch die Absonderung und Isolirung der Kranken bekämpft werden kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus haben die Maßnahmen, von denen die Leprösen im Mittelalter betroffen wurden, nicht bloß ein historisches Interesse, sondern auch in medicinischer Hinsicht viel Lehrreiches.

Noch jüngst hat ein russischer Rechtsgelehrter, Professor Derushinski, eine Untersuchung über die im Mittelalter übliche gesetzliche Behandlung der Aussätzigen in Frankreich veröffentlicht, und aus dessen lebendiger Schilderung sei hier Einiges wiedergegeben. Wir sahen schon, daß zur Zeit Karls des Großen das Eherecht der Leprösen bedeutend eingeengt wurde und hieran schlossen sich in manchen Gegenden sogar Beschränkungen in dem Erb- und Vererbungsrecht. Wichtiger aber waren die sanitäts- polizeilichen Maßregeln, welche zunächst den Zweck hatten, die Krankheit zu konstatiren. Die der Lepra verdächtigen Kranken wurden einer Besichtigung unterworfen, welche von Gliedern der städtischen Verwaltung mit Unterstützung Sachkundiger „*viris, in arte medicinae expertis*“, wie es in einer Urkunde von 1298 heißt, vorgenommen wurde. Das war nothwendig, weil, so unglaublich es scheint, sich doch manchmal Leute fanden, welche das arbeitslose Leben in den Leprosorien anlockte und welche deshalb künstlich allerlei Wunden an ihrem Körper erzeugten, um als leprös zu erscheinen. Viel häufiger war freilich das Umgekehrte der Fall, denn das traurige Loos, das der Aussätzigen in den Leprosorien harrte, die Trennung von der Familie und den Freunden, der allgemeine Abscheu, der ihnen begegnete, bewog Viele, ihre Krankheit nach Möglichkeit zu verheimlichen oder abzuleugnen. Hier trat nun die Krankenbeschau in ihr Recht.

War der Aussatz festgestellt, so wurde die betroffene Person aus der Gesellschaft ausgeschlossen und in einem Leprosorium untergebracht — d. h. in besonderen, zu diesem Zweck bestimmten Anstalten, die in Frankreich vielfach *Misellerien*, in Deutschland *Siechenhäuser* hießen. Fast jede Stadt und jede Gemeinde besaß ihr eigenes Leprosorium für ihre Angehörigen und nur solchen Personen, welche größere Mittel besaßen, war es gestattet, daheim zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihr Haus nicht verlassen durften. So wurden die Leprosorien zu Zufluchts- stätten der Armen und Elenden, unter denen, wie schon gesagt, die Seuche am schlimmsten wüthete.

Der Ausschluß der Aussätzigen aus der Gesellschaft wurde mit düsterer Feierlichkeit vollzogen. Das Ceremonial, der *Modus ejiciendi leprosos*, trug einen religiösen Charakter und gewährt interessante Einblicke in das mittelalterliche kirchliche Leben. An dem bestimmten Tage erschien der Ortsgeistliche im Trauerornat unter Vorantragung des Kreuzes und geleitet vom Mesner bei dem Aussätzigen, welcher ihn an der Schwelle

seines Hauses in dunkler Kleidung erwartete. Hier wandte sich der Priester zum Kranken mit Worten der Tröstung und Ermahnung, indem er ihm bedeutete, daß er von nun an für die Welt gestorben sei, daß Gott und die Kirche ihm allen Verkehr mit den Gesunden verbieten, daß er sich als einen Todten zu betrachten habe, den man zu Grabe geleite, dem Gott aber einen Lebensrest geschenkt habe, damit er Buße thue und seine Sünden bereue. Darauf wurde der Ausfäzige mit einem schwarzen Tuch verhüllt und in feierlichem Zuge unter Absingung von Sterbeliedern in die Kirche geleitet, wo ein Gottesdienst stattfand und im 13. und 14. Jahrhundert auch thatsächlich das Requiem gelesen wurde. Lange Zeit herrschte sogar die Sitte, daß der Ausfäzige auf einem schwarz beschlagenen Katafalk während der Messe liegen mußte. Beim Verlassen der Kirche nahm der Geistliche, wie ein noch jetzt erhaltenes Ritual vorschreibt, vom Kirchhof eine Schaufel Erde und schüttete sie ihm dreimal über das Haupt mit den Worten: „mon ami, c'est signe que tu es mort quant au monde et que tu aies patience en toi.“ Unter Grabgefängen wurde der Unglückliche sodann in's Haus der Ausfäzigen geleitet. In späteren Zeiten wurde diese grausame Todtenfeier durch eine gewöhnliche Frühmesse ersetzt, welche mit Fürbitte für den Ausfäzigen verbunden war und ihm geistlichen Trost zusprach. In dem Leprosorium wurde dem Ankömmling eine lange Reihe von Verhaltensmaßregeln und Verboten vorgelesen, die den Zweck hatten, ihn von der menschlichen Gesellschaft zu trennen; er durfte keine Kirche, keine Mühle, keinen öffentlichen Platz betreten, er durfte seine Hände und Geräthschaften nicht in Quellen oder Bächen waschen und nur in der leicht kenntlichen Kleidung der Ausfäzigen das Haus verlassen; er durfte kein Geräth berühren, das er kaufen wollte, sondern mußte dasselbe mit seinem Stock bezeichnen; er durfte keinem Menschen anders antworten, als indem er sich unter den Wind stellte, dem Begegnenden mußte er ausweichen und nur gemeinsam mit seinen Unglücksgefährten durfte er essen und trinken und was dergleichen mehr war. Zur Kleidung der Leprosen gehörte eine Klapper, mit der sie die Begegnenden warnen mußten, ein Sack für milde Gaben, ein kleines Fäßchen für den geschenkten Wein, ein Stock und Handschuhe, damit sie nichts mit bloßer Hand berührten. Die Leprosorien trugen einen eigenthümlichen Charakter; schon im 7. Jahrhundert gab es ihrer viele und am zahlreichsten waren sie im 12. und 13. Jahrhundert, wo allein in Frankreich gegen 2000 und in der ganzen Christenheit gegen 19,000 Leprosorien gezählt wurden. Die Verwaltung der Leprosorien, in denen die Ausfäzigen zwangsweise für's ganze Leben zurückgehalten wurden, lag meistens in den Händen der Geistlichkeit, zuweilen auch der Städte und örtlichen Behörden. Zum großen Theil waren diese Anstalten auf milde Gaben angewiesen, weshalb den Insassen das Betteln gestattet werden mußte, zum Theil besaßen sie auch Landstücke, aus denen sie ihre Lebensmittel bezogen; viele hatten sogar ihre eigene Kapelle und eigenen Friedhof. Alle diese Anstalten lagen entweder in abgelegenen

Theilen der Städte oder vor den Thoren derselben und in Deutschland waren sie vielfach dem heiligen Georg geweiht. Viele noch heute bestehende Hospitäler sind aus solchen Aussatz- und Siechenhäusern hervorgegangen.

Auch geistliche Orden beschäftigten sich mit der Verpflegung der Aussätzigen. In Palästina, wo die Lepra unter den Kreuzfahrern schwere Verheerungen anrichtete, entstand der Lazarusorden, dessen Meister selbst ein Lepröser sein mußte. Im Jahre 1154 wurde der Orden nach Frankreich versetzt und von hier aus verbreitete er sich im 13. Jahrhundert über ganz Europa. Auch der deutsche Orden hatte die Verpflichtung, bei allen seinen Niederlassungen Hospitäler anzulegen, in denen viele Aussätzige Unterkunft fanden.

Bei uns zu Lande hat der Aussatz im Mittelalter ebenso geherrscht wie im übrigen Europa. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Seuche schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch die Kreuzpilger und deutschen Einwanderer in die heutigen Provinzen Ost-, Liv- und Kurland eingeschleppt worden ist; sehr bald hat sie hier festen Fuß gefaßt, denn wenig Jahrzehnte nach der ersten Gründung unserer Städte und Ordensburgen finden wir auch schon Leprosenhäuser bei denselben erwähnt. Gemäß ihren Statuten haben die Schwertbrüder und der deutsche Orden bei allen ihren größern Niederlassungen und Schlössern auch Hospitäler oder wenigstens bestimmte Räumlichkeiten besessen, in denen Aussätzige und Kranke freie Aufnahme fanden. Auch die Städte haben in ähnlicher Weise für ihre Angehörigen gesorgt. Die folgenden Nachrichten über die Aussatzhäuser der livländischen Ordenszeit habe ich theils Umelung, balt. Culturzt. 1885, theils den Angaben von Dr. Harten und Prof. Boettcher, veröffentlicht in Virch. Arch. Bd. 20, 1861, entnommen. Im Jahre 1237 erläßt der päpstliche Legat Willh. von Modena das Gesetz, daß es Jedermann gestattet sein soll, dem „Hause der aussätzigen Brüder in Reval“ be- und unbewegliche Güter zu schenken, obgleich sonstige Vermachungen an die todte Hand streng untersagt blieben. Da der Legat sich damals seit drei Jahren in unsern Landen befand, so muß er die Sachlage aus eigener Anschauung gekannt haben, und es läßt sich daraus schließen, daß die Zahl der Aussätzigen, welche eine so energische Unterstützung der Leprahäuser nothwendig machte, nicht gering gewesen sein kann. Nimmt man mit Umelung an, daß außer den Städten und Flecken auch alle Ordensburgen Leprahäuser oder wenigstens Unterkunftsstätten für Aussätzige besessen und unterhalten haben, so kommt man dazu, daß in Alt-Livland um's Jahr 1300 gegen hundert Leprosorien bestanden haben müssen. Das stimmt im Verhältniß zu der Bevölkerungsziffer auch ziemlich gut mit der großen Zahl solcher Anstalten im übrigen Europa. Die Regeln und Bestimmungen für die Leprösen sind ähnliche gewesen, wie wir sie für Frankreich kennen gelernt haben; nur wissen wir, daß das Eigenthumsrecht der Leprösen in Deutschland und also auch in Livland nicht beschränkt wurde. Weiße baumwollene

Handschuhe, welche als Abzeichen der Ausfüßigen auf der Brust getragen werden mußten, sind auch hier üblich gewesen.

Nähere Nachrichten über die Ausfußhäuser Livlands besitzen wir nicht. Nur für Desel, Reval und Riga finden sich gelegentliche Erwähnungen, aus denen sich flüchtige Umrisse von den Schicksalen dieser Leprosorien gewinnen lassen.

Etwa zwanzig Jahre nach der Eroberung Desels durch die Schwertbrüder, also um 1240 wurde ein Hospital an der Westküste der Insel in der Nähe eines damals guten und besuchten Hafens gegründet. Daß ein Hospital da gestanden hat, ist sicher, aber wie weit die Krankenpflege sich ausgedehnt hat, und in wie weit außer den kranken Ordensbrüdern und dem Orden unmittelbar Bediensteten auch andere Kranke daselbst verpflegt worden sind, ist nicht mehr festzustellen. Ein Gut im Riellondschen Kirchspiel heißt noch jetzt Pidul, ehstnisch Pidalimois = Spitalsgut. Vielleicht hat dort das Hospital gestanden oder die Ländereien desselben haben dem Hospital gehört. An diesem Platz blieb das Hospital bis 1436, also etwa 200 Jahre. Als dann die Ordensbrüder ihre Compturei in die Sonnenburg am kleinen Sund verlegten, wurde auch das Hospital in das jetzige Johannische Kirchspiel auf der Osthälfte der Insel übergeführt und mit Ländereien ausgestattet, welche vom Vogt der Sonnenburg verwaltet wurden. Später sind die Einkünfte des Hospitalsgutes zum Theil für die Armenpflege benutzt worden, aber noch 1645 wird gelegentlich einer Revision erwähnt, daß das Institut dazu da sei, um arme Ausfüßige drin zu verpflegen. Diese Verpflichtung übernahm später der Prediger zu St. Johannes; da sich aber allmählich keine Kranken mehr fanden, schloß die Stiftung ein und die Hospitalsländereien wurden zu Pastoratsfeldern. Erst um das Jahr 1790 wurden die Hospitalsgüter von der Deselschen Ritterschaft für die Kranken der Provinz Desel reklamirt und der Verwaltung des Landraths-Kollegiums unterstellt; aus den heranwachsenden Einkünften derselben wurde im Jahre 1804 das ritterschaftliche Landeshospital in Arensburg gegründet, welches noch jetzt besteht.

In Reval war, wie aus dem erwähnten Erlaß des Legaten Wilh. v. Modena bekannt ist, schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Haus für Ausfüßige vorhanden, für welches durch ausgesandte Brüder Almosen gesammelt wurden; letzteres geht aus einem Schreiben des Revaler Domkapitels an den Bischof von Abo hervor, in dem um die Unterstützung und Begünstigung solch eines Scndlings des Revaler Leprosenhauses gebeten wurde. In diesem Schreiben vom Jahre 1266 heißt es sehr charakteristisch: „Es befinden sich im Hause der Ausfüßigen hieselbst sehr viele Kranke, die mit verschiedenartigen schmerzhaften Leiden behaftet sind. Wegen der Ansteckung dürfen sie niemals mit andern gesunden Menschen in Verkehr treten, weil ein einziges krankes Schaf die ganze Herde verderben kann &c.“ — Während dieses „Haus der ausfüßigen Brüder“ offenbar der Verwaltung des Revaler Bischofs

unterstanden hat, gab es außerhalb der Mauern der Stadt noch ein zweites Hospital für Aussätzige, welches zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers gegründet worden war und vom Revaler Rath verwaltet wurde. Hierüber liegt eine aus Avignon vom Jahre 1363 datirte Urkunde im Revaler Rathesarchiv vor. In derselben wird von zwölf Bischöfen allen Bußfertigen, welche die Kapelle des Hospitals besuchen oder sich demselben nützlich erweisen wollten, 40 Tage Indulgenz von der ihnen auferlegten Buße bewilligt. In der That scheint das Johannis-Spital recht reich geworden zu sein, denn wie aus dem Rechenschaftsbericht eines Mitgliedes des Revaler Rathes, dem wahrscheinlich die Verwaltung des Hospitals übertragen war, sich entnehmen läßt, besaß dasselbe um das Jahr 1370 außer einigen auf Häusern ruhenden Geldsummen ein steinernes Haus in der Schmiedestraße, zwei Dörfer, Ackerland und eine Mühle, welche letztere u. A. in den Jahren 1408 und 1411 verpachtet wurde. In jenem Bericht ist auch von einzelnen Lokalitäten des Hospitals die Rede. Der Berichterstatter giebt an, er habe gebaut ein heimliches Gemach (proffat?) mit gewölbten Senkgruben und eine Badestube von Stein gewölbt nebst Vorhaus und Schornstein, in welchem er auch eine Röhre („balgen“, Wasserleitung?) gezogen. Außerdem habe er 20 Mark Rigiſch für vier Badstuben verausgabt, die zerstört oder verbrannt gewesen und die er in der Eile wieder aufrichten mußte. Bäder scheinen also bei den Insassen des Leprohauses eine große Rolle gespielt zu haben. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts wird die Anstalt nicht mehr als Spital für Aussätzige genannt, jedoch ist aus derselben das städtische Johannishospital in der Dorpater Vorstadt hervorgegangen, welches als Hospital der allgemeinen Fürsorge noch jetzt besteht.

Ueber Riga liegen mir nur kurze Daten vor. Im Jahre 1220 stiftete Bischof Albert ein Hospital für gebrechliche Arme und in den Jahren 1225 und 1226 werden ein Spital zum heiligen Geist, ein Hospital des heil. Lazarus und eine Hospitalskirche zu St. Georg erwähnt. Die beiden letztern Namen weisen darauf hin, daß es Anstalten waren, in denen Aussätzige gepflegt wurden. Ein St. Jürgenshospital und ein solches zum heil. Geist bestehen meines Wissens noch jetzt in Riga und sind Verpflegungsanstalten für bejahrte Arme.

Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts finden wir den Aussatz in livländischen Berichten nicht mehr erwähnt. Die Krankheit scheint also bei uns ziemlich frühzeitig verschwunden zu sein, und wie überall so haben auch hier die Leprosorien dadurch, daß nun auch andre Kranke und Gebrechliche in ihnen Aufnahme fanden, ihren ursprünglichen Charakter immer mehr eingebüßt und sich in allgemeine öffentliche Krankenhäuser verwandelt.

Ob freilich die Seuche bis auf die letzten Spuren erloschen ist, oder ob nicht vereinzelte, zerstreute Fälle sich bis in spätere Zeit hinein fortgepflanzt haben und so eine continuirliche Kette bilden, welche die

Lepra unserer Tage mit dem Aussatz der frühern Jahrhunderte verbindet, — wer wollte das heute entscheiden. Ab und zu begegnet man bei uns zu Lande wohl Erzählungen, welche darauf hinweisen, daß der Aussatz in dieses oder jenes Dorf von außen her, namentlich durch ausgediente Soldaten, die im Südosten Rußlands gestanden und dort die Lepra acquirirt haben, eingeschleppt worden sei, meistens aber fehlt jeglicher Anhaltspunkt für eine derartige Vermuthung. Je genauer man sich erkundigt, desto mehr macht es den Eindruck, als ob die Seuche, freilich nur versteckt wie ein unter der Asche glimmendes Feuer, schon seit vielen Generationen in unserem Landvolk bestanden habe. Daß sie nicht früher bemerkt worden ist, darf uns nicht Wunder nehmen; einerseits war unser Bauer vor fünfzig Jahren noch nicht so weit vorgeschritten, daß er in chronischen Krankheiten ärztliche Hülfe suchte und die Krankheit konnte daher überhaupt nur in den allerfeltesten Fällen zur Kenntniß der Aerzte gelangen. Andererseits mag es auch öfters vorgekommen sein, daß, wo der Arzt einmal einen Leprösen zu Gesichte bekam, er das Leiden nicht als solches erkannt hat. Der Aussatz war eben bei uns wie überall in Europa eine vergessene Krankheit.

Wir dürfen uns aber nicht vorstellen, daß der Aussatz seit dem Ende des Mittelalters ebenso wie auf unserm Erdtheil nun auch auf den übrigen Continenten eine im Aussterben begriffene Krankheit sei. Im Gegentheil; — je mehr wir mit den auf dem weiten Erdenrund herrschenden Volkskrankheiten bekannt werden, desto mehr erkennen wir, daß die Lepra auch heute noch zu den wichtigsten und am weitesten verbreiteten Seuchen unseres Planeten gehört.

Schon in Europa giebt es viele Gegenden, wo der Aussatz sich noch erhalten hat; freilich meistens in kleinen, spärlichen Nesten, aber doch zahlreich genug, um die Aufmerksamkeit der Sanitätsbehörden auf sich zu ziehn. Auf der Balkanhalbinsel kommt er namentlich in den Donauländern hin und wieder vor, besonders in Rumänien und Dstrumelien. In Konstantinopel existirt seit alten Zeiten ein Leprahaus, welches auch jetzt noch zahlreiche Aussätzige beherbergt. In Italien hat es noch zu Beginn unseres Jahrhunderts zahlreiche Lepröse an den Ufern des Golfs von Genua gegeben, von wo sie sich nach Nizza und in die Provence hinzogen; in San Remo hat deshalb die italienische Regierung im Jahre 1858 ein altes Kloster zu einer Leproserie eingerichtet, das jetzt freilich, da die Krankheit fast erloschen ist, ziemlich leer steht. In Spanien und Portugal giebt es, in verschiedenen Provinzen zerstreut, mehrere Lepraherde, in denen die Kranken, obgleich sie meistens vor der Regierung verheimlicht werden, doch nach etlichen Hunderten zählen. Frankreich galt bis vor Kurzem für völlig leprafrei, aber in den letzten Jahren ist man auf eine Krankheit aufmerksam geworden, welche in der Bretagne, an den Abhängen der Westpyrenäen und im Lande des Basken so häufig vorkommt, daß die mit derselben Behafteten einen eignen, volksthümlichen Namen tragen. Es sind die sogenannten Cagots. Ihr

Leiden besteht darin, daß die Extremitäten, besonders die Hände gefühllos werden und die Finger absterben und schließlich abfallen oder vertrocknen. Die Krankheit hat viel Aehnlichkeit mit der sogenannten anästhetischen Lepra, nur daß die charakteristischen Flecken auf der Haut nicht vorkommen, und viele Forscher, wie z. B. Zambako Pascha, welcher in Konstantinopel viele Ausfüßige gesehn hat, versichern, daß die Krankheit der Sagots eine abgeschwächte Form des Ausfußes sei, die sich hier aus dem Mittelalter erhalten habe. — Am bekanntesten ist das Vorkommen des Ausfußes in Norwegen, in den um Bergen und Drontheim gelegenen Distrikten. Hier wurden im Jahre 1850 über 2800 Lepröse gezählt, und es ist das Verdienst der berühmten norwegischen Aerzte Danielsen und Böckh, nachgewiesen zu haben, daß diese Krankheit, welche dort Spedalskhed, d. h. Spitalkrankheit heißt, in der That identisch ist mit der mittelalterlichen Lepra. Dank den energischen Maßregeln der Regierung ist seit 1850 die Zahl der Leprösen in Norwegen beständig gesunken, allein noch gegenwärtig ist Norwegen das Land, wo die Seuche einen der dichtesten und compactesten Ausfußherde Europas bildet.

Daß das europäische Rußland nicht frei ist von Lepra, das weiß man schon seit dem vorigen Jahrhundert. Da aber die Krankheit nur für eine ganz zufällige und ausnahmsweise Erscheinung angesehen wurde, so schenkte man ihr keine weitere Beachtung. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Krankheit im Südosten Rußlands schon so verbreitet, daß das geistliche Konsistorium von Woronesh sich an das Kaiserliche Medicinalcollegium mit der Frage wandte, ob die Krankheit gefährlich und ob sie heilbar sei, denn viele Bewohner des Donschen Kosakenlandes hätten um Scheidung, da ihre Ehegatten an der „Krimischen Krankheit“ litten. Im Gebiet der untern Wolga, im Astrachanischen Gouvernement, an den Nordabhängen des Kaukasus und dem Flußgebiet des Terek und Kuban ist die Seuche auch schon seit etwa hundert Jahren vorhanden. Interessant ist die Thatsache, daß das Auftreten der Krankheit bei den Terek-Kosaken mit der Uebersiedelung von Kosakenfamilien aus den mit Ausfuß inficirten Gegenden des Don und der untern Wolga zusammenfällt. 1835 wurde im Gebiet der Donischen Kosaken ein Leprosorium eingerichtet und zwar in Nowo-Tscherkask; ein zweites entstand 1847 im Kaukasus bei Pjätigorisk; ein drittes 1850 im Terekgebiet bei Naur. Alle sind aber später wieder eingegangen, da die medicinischen Autoritäten nach der allgemeinen Anschauung der Zeit die Lepra nicht für ansteckend hielten, und die Isolirung der Kranken mithin als überflüssig erschien. Ein Umschlag in diesen Anschauungen ist für Rußland durch die unablässigen Bemühungen und gründlichen Forschungen des Professors Münch angebahnt worden, welcher durch seine Untersuchungen am Don und an der Wolga, in Kaukasien und Turkestan eine Fülle interessanten Materials zusammengebracht und über das Vorkommen und die Art der Verbreitung des Ausfußes im Südosten Rußlands ein ganz neues Licht verbreitet hat.

Seit nun noch Professor D. Petersen in Petersburg durch fleißige Nachforschungen den Beweis geliefert hat, daß zerstreute Fälle von Lepra während der letzten Jahre in nicht weniger als 28 russischen Gouvernements vorgekommen sind, ja daß unsere Haupt- und Residenzstadt selbst nicht frei von derselben ist, hat sich die Aufmerksamkeit der Regierung von Neuem der Frage nach der Häufigkeit der Lepra in Rußland zugewandt, und genaue Zählungen aller bekannt gewordenen Fälle, die neuerdings vom Medicinaldepartement in Petersburg angeordnet sind, werden hoffentlich bald über die Ausbreitung dieser im Verborgenen schleichenden Seuche etwas mehr Klarheit schaffen.

In Afrika ist der Ausatz über weite Ländergebiete verbreitet; Aegypten, dieser uralte Sitz desselben, ist noch heutigen Tages stark verseucht, ebenso Abyssinien und die ganze Ostküste, besonders Mozambique und Madagaskar. In Algier ist die Krankheit besonders bei den Kabylen sehr häufig, desgleichen in Madeira, wo noch jetzt ein großes Leprosorium besteht, und auf den kanarischen Inseln. Auch aus Senegambien und dem Kaplande, wo Asyl für Ausfägige bestehen, liegen positive Nachrichten über das häufige Vorkommen der Krankheit vor.

Auf dem australischen Festlande scheint der Ausatz noch nicht festen Fuß gefaßt zu haben, wohl aber sind vereinzelte Fälle vorzugsweise in der eingewanderten chinesischen Bevölkerung der Golddistrikte von Melbourne beobachtet worden. Sehr verbreitet ist er dagegen unter den Eingebornen von Neu-Seeland und über die Sandwich-Inseln, wo er in den letzten Jahrzehnten, durch chinesische Arbeiter eingeschleppt, eine enorme Häufigkeit erreicht hat.

Daß der Ausatz auch in Amerika vorkommt und wahrscheinlich durch den Sklavenhandel auf die westliche Hemisphäre verschleppt worden ist, ist bekannt. Weite Landstriche von Mexiko, Brasilien und Argentinien sind inficirt. Nach Kalifornien ist die Seuche durch die chinesischen Arbeiter aus Asien importirt worden.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Chinesen durch ihre zahlreichen Auswandererschaaaren, die Australien, Polynesien und die Westküste Amerikas heimsuchen, so wesentlich zur Verbreitung des Ausatzes beigetragen haben, denn in Asien selbst bilden die östlichen und südlichen Küstenstriche Chinas einen Hauptsitz der Krankheit. Ueberhaupt sind die ostasiatischen Küstenländer stark vom Ausatz heimgesucht, ganz besonders auch Japan und weiterhin die weiten Flächen und Tundren Ostsibiriens, wo noch jüngst durch die bekannte Reisende Miß Marsden das endemische Vorkommen desselben bei den eingebornen Nomadenvölkern, speciell den Jakuten, nachgewiesen wurde. In Turkestan ist der Ausatz von Münch constatirt; in Persien, Syrien, Kleinasien ist er sicher vorhanden, obgleich er in diesen einst so stark verseuchten Gegenden heutigen Tages nur in kleineren Herden vorkommen soll.

Eine erschreckende Ausbreitung hat der Ausatz in Vorder- und Hinterindien erlangt. Genauere Angaben besitzen wir zwar nur für

Brittiſch-Indien, aber hier erreichen die Zahlen eine Höhe, welche alles aus andern Ländern Bekannte hinter ſich läßt. Die officiellen Berichte ſprechen nur von etwa 100,000 Lepräſen, die ſich in den Präſidentſchaften von Bengalen, Madras, Bombay und Birma vorfinden ſollen, aber da auch hier wie überall die Erkrankten ſich ſo viel wie möglich dem Auge des Geſetzes entziehen, ſo dürfte die allgemeine Schätzung, nach welcher im indiſchen Kaiſerthum gegen 250,000 Ausſätige vorhanden ſind, wohl kaum zu niedrig gegriffen ſein. Das Anwachen der Lepra in Indien, das Aufſehn, das die Nachrichten der indiſchen Zeitungen über dieſe immer drohender werdende Volksgefahr erregten, hat denn auch die Apathie der Regierung und des engliſchen Volkes glücklich überwunden und zur Gründung einer mit großartigen Mitteln ausgeſtatteten Geſellſchaft geführt, die unter dem Präſidium des Prinzen von Wales ſteht und ſich die Aufgabe geſtellt hat, zunächſt die Ursa- chen der Lepra in Indien durch eine Commiſſion (Leprosy Commission of India) erforſchen zu laſſen und ſodann einen Nationalfond (National Leprosy Fund) zu ſammeln, von deſſen Zinſen die brittiſchen Unterthanen, welche an Lepra erkrankt ſind, verpflegt und behandelt werden ſollen.

Die indiſche Lepracommiſſion hat nun in den Jahren 1890 und 1891 Indien bereiſt und die Reſultate ihrer ſtatistiſchen und pathologiſchen Unterſuchungen in einem ausführlichen Werk „Report of the Leprosy Commission in India 1890—1891“ veröffentlicht, das wegen der Großartigkei- t des zu Grunde liegenden Materials wohl eine der bedeutendſten Arbeiten auf dem Gebiete der Lepraforſchung bildet.

Gegenüber den rieſigen Ziffern dieſes Berichtes erſcheint die Zahl der Lepräſen in unſern Landen nur von geringer Bedeutung, aber doch iſt es unmöglich, ſie unbeachtet zu laſſen, denn Alles weiſt darauf hin, daß wir es in den baltiſchen Provinzen nicht mit einer im Schwinden begriffenen Erſcheinung zu thun haben, ſondern mit einer Seuche, die gefährliche Dimensionen annehmen kann, wenn es nicht gelingt, ſie rechtzeitig zu unterdrücken. Obgleich ſchon aus den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts Berichte vorliegen, welche das Vorkommen des Ausſatzes in den Oſtſee- provinzen beweifen, ſo haben doch erſt Profeſſor Wachsmuth (1867) und beſonders E. v. Bergmann (1870,) Docent der damaligen Dorpater Univerſität, das Verdienſt, die Krankheit bei uns der Vergessenheit entriſſen und durch unanfechtbare Beſchreibungen und Abbildungen derſelben den ſichern Beweis geliefert zu haben, daß wir es mit einer Volkskrankheit zu thun haben, die nicht mehr überſehn werden kann. Während jedoch die genannten Autoren nur erſt ihren warnenden Ruf erſchallen laſſen, ohne noch im Stande zu ſein, die Mittel zur Bekämpfung der Seuche anzugeben, hat Profeſſor E. v. Wahl zuerſt die Sache von der praktiſchen Seite angefaßt. Von der richtigen Anſchauung ausgehend, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, den Feind, den man bekämpfen will, zunächſt feſt in's Auge zu faſſen, und ſeine

Stärke zu erkunden, hat er mehrere junge Doctoranden (Hellat, Paulson, Wellberg) veranlaßt, statistische Daten über die Häufigkeit der Lepra in Livland zu sammeln. Vor allem ist es Hellat, welcher zuerst sichrere Daten über die Verbreitung der Lepra in unsern Landen zusammengetragen hat. In den Sommern 1885 und 1886 hat er den größten Theil von Livland und Desel und auch Ehst- und Kurland bereist und durch persönliche Erkundigungen und Forschungen an Ort und Stelle eine große Menge von Leprakranken in den verschiedensten Gegenden seines Neviers entdeckt. In Livland und Desel hat er 217, in Kurland 46, in Ehstland 26 Ausfüßige namentlich festgestellt, von denen der größte Theil dem Auge der Medicinal-Polizei bisher entgangen war.

So war ein fester Boden gewonnen, auf dem sich weiter bauen ließ. Obgleich kaum zehn Jahre seitdem verfloßen sind, so läßt sich doch schon jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit eine allmähliche Zunahme der Lepra in unsern Provinzen constatiren, denn überall, wo neuerdings Erkundigungen eingezogen wurden, hat sich herausgestellt, daß nicht nur alte, sondern auch frische, aus den letzten Jahren stammende Fälle vorhanden sind. In Desel hat Hellat 25 Lepröse constatirt, und im Jahre 1894 fand Lohf daselbst 50. In Riga und dem Rigaschen Kreise zählte Hellat 24 Lepröse und jetzt sind daselbst, wie aus den Erkundigungen des Dr. M. v. Bergmann hervorgeht, sicher über 100 vorhanden. Im Tarvastischen Kirchspiel zählte Hellat vor 8 Jahren 20 Ausfüßige und jetzt kennen wir dort 50 Lepröse; in der Stadt Dorpat (Surjew) zählte man 1886 4 Lepröse und jetzt hat Dr. Koppel daselbst 18 sichere Fälle constatirt. Aehnlich wie in Riga, Surjew (Dorpat), Desel und Tarvast wird es sich auch anderwärts verhalten, und so dürfen wir wohl annehmen, daß gegenwärtig in ganz Livland statt der von Hellat gezählten 217 Ausfüßigen zum Wenigsten 500 vorhanden sind.

Diese nicht geringe Zahl vertheilt sich nun nicht gleichmäßig über das ganze Land, sondern bildet einzelne Herde, die mit einander in keinem direkten Zusammenhang stehen. So ist auf dem Livländischen Festlande das Tarvastische und nächstdem das Saarasche Kirchspiel mit den an grenzenden Gebieten besonders schwer heimgesucht, während in andern Gegenden die Krankheit nur sporadisch vorkommt oder ganz unbekannt ist. Daß das reichbevölkerte Riga als großes Verkehrszentrum auch eine große Zahl Lepröser beherbergt, ist wohl natürlich; auf die Gesamtzahl der Einwohner der Stadt berechnet, ist die Anzahl von 100 Ausfüßigen jedoch nicht sehr bedeutend und jedenfalls viel geringer als die Zahl von 50 Leprösen im einen Tarvastischen Kirchspiel. In Desel sind die Leprösen fast ausschließlich auf den Südosten und namentlich auf die Halbinsel Schworbe concentrirt. Es sind fast ausschließlich Angehörige des Bauernstandes oder das niedrige Proletariat der Städte erkrankt. Die wohlhabenden Bevölkerungsklassen sind so gut wie vollkommen verschont. Auch hier finden wir daselbe vorzugsweise Befallensein des niedern Volkes wieder, welches im Mittelalter so sehr ins Auge springt.

Was haben wir nun dieser Sachlage gegenüber zu thun? Wir besitzen leider bis jetzt kein Mittel, um den Ausatz zu heilen, und deshalb sind wir darauf angewiesen, die Ursachen desselben zu bekämpfen und die Entstehung neuer Fälle nach Möglichkeit zu verhindern. Es kommt also Alles darauf an, diese Ursachen richtig zu erkennen, und hier stehen wir vor dem großen Räthsel, dessen Lösung bis in die letzten Jahre hinein die Aerzte aller Zeiten beschäftigt hat. „In dem Kapitel, welches die Krankheitsursachen behandelt,“ sagt ein englischer Forscher, „spielt Glauben ohne Ueberzeugung und Behauptung ohne thatsächliche Beweise eine größere Rolle als auf irgend einem andern Gebiet der medicinischen Wissenschaft,“ und nirgends hat diese Klage mehr Berechtigung als in der Lehre von den Ursachen des Ausatzes. — Wir sahen schon, daß im 12—16 Jahrhundert, wo der Ausatz ganz Mittel- und Westeuropa verseuchte, die Krankheit von Aerzten und Laien durchaus für ansteckend gehalten wurde, und nur so lassen sich die strengen Isolirungsmaßregeln erklären, von denen die Leprösen damals betroffen wurden. Als dann die Lepra erlosch und die Erinnerung an diese Geißel des Mittelalters im Volksbewußtsein verblaßte, ging auch die Erkenntniß von der Contagiosität derselben verloren. Vor nunmehr bald 50 Jahren haben die Norweger Danielsen und Böckh uns wieder an die Existenz der Lepra erinnert und uns die Krankheit eigentlich von Neuem kennen gelehrt. Allein so sicher und zutreffend sie die Krankheit in allen übrigen Stücken beschrieben haben, so wollten sie von der Uebertragung der Lepra durch Ansteckung nichts wissen. Die nicht zu leugnende Thatsache, daß die Lepra auffallend häufig mehrere Glieder einer Familie befällt, führte die genannten Forscher zu der Ansicht, daß sie sich durch Erblichkeit von Generation zu Generation fortpflanze. Diese Ansicht ist lange Zeit die herrschende geblieben und zählt noch jetzt viele Anhänger. Nur die Engländer huldigten anderen Anschauungen. Ein Theil, unter der Führung Hutchinsons, machte geltend, daß die Lepra auf dem ganzen Erdenrund vorzugsweise solche Länder heimsuche, welche an der Meeresküste und an großen Binnengewässern gelegen sind und schloß daraus, daß die socialen Verhältnisse der Küstenvölker, Fischereigewerbe und fischreiche Nahrung an der Verbreitung der Lepra schuld sein müßten. Die Einseitigkeit dieser sogenannten „Fischtheorie“ liegt auf der Hand, denn schon die Geschichte des Ausatzes lehrt uns, daß die Seuche zur Zeit ihrer stärksten Ausbreitung in Europa nichts weniger als auf die Meeresküste beschränkt war und je umfassendere Kenntnisse wir über die heutige geographische Verbreitung der Lepra erlangen, desto mehr erkennen wir, daß sie nicht bloß die Bewohner der Küste, sondern ebenso auch die Binnenvölker ergreift. Deshalb sucht ein anderer, zahlreicherer Theil der Forscher die Ursache des Ausatzes in mehr allgemeinen hygieinisch-geographischen Bedingungen, Eigenthümlichkeiten des Klima's, besonderen socialen und öconomischen Schäden, und immer wieder kehrt die zweifellos

richtige Behauptung, daß der Aussatz sich mit Vorliebe dem Elend und der Armuth beigeselle.

Erst seit der Entdeckung des Leprabacillus traten andere Anschauungen in den Vordergrund. Nachdem Armaner Hansen in Norwegen und Reisser in Deutschland gezeigt hatten, daß dieser mikroskopische Pilz sich zu Millionen im Körper des Kranken und in jedem einzelnen Lepraknoten entwickelt, konnte kein denkender Arzt sich mehr der Ueberzeugung verschließen, daß dieser Bacillus der Träger der Lepra sei und daß Niemand an Lepra anders erkranken könne, als indem dieser kleinste Unhold in den Körper des Erkrankenden hineingelangt und sich in demselben vermehrt. Die Lepra ist also eine Infectionskrankheit, hervorgerufen durch den Leprabacillus. Daran zweifelt heute wohl Niemand und es ist von hier nur noch ein kurzer Schritt zu der weiteren Annahme, daß der Leprabacillus nicht etwa aus der Luft, dem Wasser und der Nahrung herstamme, sondern vom Kranken auf den Gesunden übertragen werde und nur auf dem Wege der Ansteckung und Contagion sich verbreite. So ist der Streit um die Contagiosität oder Nichtcontagiosität des Aussatzes in ein neues Stadium getreten.

Die conservativen Engländer beharren noch bei ihren früheren Ansichten, und das thut auch die Leprosy Commission in India. Zwar giebt sie die Bedeutung des Leprabacillus zu und läugnet nicht, daß er das *Ens morbi*, der eigentliche Erreger der Krankheit ist, aber sie behauptet, daß in Indien der Aussatz nur in seltenen Fällen von Mensch zu Mensch übertragen werde und daß der Bacillus in der Regel aus anderen Quellen stamme. Nach der Ansicht jener Commission kann der Leprabacillus sich überall in der Außenwelt und besonders unter günstigen klimatischen Bedingungen bei feuchter Luft und in wasserreichen, sumpfigen Gegenden entwickeln. Ueberall können auch die Menschen mithin von ihm befallen werden, wenn sie nur für diese Infection empfänglich und zu derselben geneigt sind; es fragt sich nur, durch welche Umstände die Menschen diese Empfänglichkeit erwerben und die Antwort der Engländer lautet jetzt wie früher: ungünstige hygienische und sociale Verhältnisse, Armuth, Elend und Unreinlichkeit machen die Menschen für den Aussatz empfänglich und in diesen Mißständen haben wir die eigentlichen Ursachen des Aussatzes zu erblicken.

Diesen Anschauungen gegenüber waren es Hansen in Norwegen, Reisser und Arning in Deutschland, Leloir in Frankreich und Münch in Kiew, welche energisch für die Uebertragung der Lepra von Mensch zu Mensch eingetreten sind und klinische Belege für diese Ansicht beibrachten. Bei uns zu Lande ist es namentlich Prof. C. v. Wahl gewesen, der die contagiöse Uebertragung des Leprabacillus als die eigentliche Ursache der Lepra hingestellt hat. Beobachtungen, die für die Wichtigkeit dieser Ansicht sprechen, sind auch von Paulson und Hellat, namentlich aber von Dr. A. Bergmann und Reißner in Riga beigebracht worden. Nichtsdestoweniger ist die Frage nach der Aetiologie der Krankheit und

den Ursachen ihres Umsichgreifens noch lange nicht entschieden. Nur wiederholte und genaue Forschungen können hier allmählich Klarheit schaffen. Gewiß kann die mit großen Zahlen rechnende und weite Länderstrecken umspannende Forschungsmethode der Engländer uns den besten Aufschluß geben über die geographischen, ethnographischen und hygienischen Verhältnisse, unter denen die Lepra am üppigsten gedeiht, nie aber wird sie uns lehren, auf welchem Wege der Leprabacillus in den Körper des Erkrankenden gelangt, woher er stammt und wo er sich entwickelt hat. Hier kann nur das Experiment Licht bringen, oder, wo ein solches nicht möglich ist, die sorgfältige Beobachtung der Einzelfälle, in denen die Natur selbst ihre Experimente ausführt. Dazu genügt auch ein kleines Material, wenn es nur gewissenhaft ausgenützt wird. Forschungen an Ort und Stelle und genaues Eingehen auf die Vorgeschichte des Einzelfalles sind die Hülfsmittel, durch die allein wir in den Besitz von beweiskräftigen Thatsachen gelangen können.

Aus diesem Grunde hat der Schreiber dieser Zeilen als Preisarbeit in der hiesigen medicinischen Fakultät für das verflossene Jahr die Aufgabe gestellt: „Es soll die Verbreitung der Lepra auf der Insel Desel nach ihren ätiologischen Zusammenhängen erforscht werden.“ Der stud. med. Lohk hat die Lösung derselben übernommen und Resultate erlangt, die hier mitgetheilt werden sollen. Zum Gelingen der Arbeit hat wesentlich der Umstand beigetragen, daß die Deselsche Bevölkerung sehr wohl mit der Lepra bekannt ist und die vorgeschrittenen Stadien derselben mit unfehlbarer Sicherheit erkennt. Es war daher möglich, aus den Angaben zuverlässiger Bewohner des inficirten Landstriches eine große Reihe von Krankheitsfällen zu constatiren, deren Opfer zur Zeit der Untersuchung nicht mehr am Leben waren. Für viele dieser Fälle ließ sich eine Bestätigung der Diagnose Lepra auch aus den Kirchenbüchern und den Journalen des Arensburger Stadthospitals erlangen, so daß Herr Lohk wohl die größte Menge aller Fälle von Ausfuß, die in den letzten Jahrzehnten auf Desel vorgekommen sind, hat feststellen können. Eingeschaltet sei, daß er nur die Westhälfte der Insel durchforcht hat, während von anderer Seite festgestellt worden ist, daß der Osten derselben fast völlig leprafrei ist.

Die Untersuchungsmethode war folgende: mit Unterstützung der örtlichen Pastoren und Gemeindeältesten, sowie der Organe der Kreispolizei hat Herr Lohk sein Revier auf's Genaueste durchsucht, indem er von Dorf zu Dorf und von Gefinde zu Gefinde zog und alle noch lebenden Ausfüßigen genau untersuchte und nach ihren Lebensschicksalen und Lebensverhältnissen befragte. Vor Allem hat er in jedem Falle festzustellen versucht, ob und wann der Kranke mit anderen Ausfüßigen in engere oder entferntere Berührung gekommen ist. So hat er im Ganzen 50 noch lebende Lepröse in seinem Untersuchungsbezirk aufgefunden, von denen 22 sich gegenwärtig im Leprosorium Nennal befinden; außerdem hat er zuverlässige anamnestiche Angaben über 106 schon

verstorbene Ausatzkranke gesammelt. Die geographische Vertheilung dieser Krankheitsfälle ist derart, daß die große Mehrzahl derselben auf die Halbinsel Schworbe und das angrenzende Kirchspiel Kielkond entfällt. Aber auch hier findet sich, daß die Erkrankten nicht regellos über das ganze Gebiet zerstreut sind, sondern ihrer größten Mehrzahl nach in einzelnen Dörfern und hier wieder in einzelnen Gefinden oder Familien zusammengehäuft erscheinen; es zeigt sich auf's Deutlichste das Auftreten der Lepra in einzelnen Herden und Nestern, oder das Gebundensein derselben an kleine, eng zusammenlebende Menschencomplexe, wie sie in den einzelnen Bauergefinden gegeben sind. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, obgleich gerade diese das hellste Licht auf die Verbreitungsweise der Lepra zu werfen vermögen. Jedenfalls hat Lohk als gesetzmäßige Thatsache feststellen können, daß die Ausätzigen vor Ausbruch ihrer Krankheit fast stets in mehr oder weniger enger Berührung mit Leprösen gelebt haben. Mit Zuhilfenahme der Angaben über die schon verstorbenen Kranken hat er in tabellarischer Form ganze Stammbäume von Mutter- und Tochterfällen aufstellen können, aus denen ohne allen Zweifel hervorgeht, daß die Lepra in Desel sich durch direkte Uebertragung von den Kranken auf die Gesunden verbreitet. Nur in seltenen Ausnahmefällen hat er einen Connex der Erkrankten mit anderen Leprafällen nicht feststellen können. Mit Recht kommt daher Lohk zu dem Schluß, daß die Lepra eine contagiöse Krankheit ist.

Unter den von Lohk zusammengestellten Stammbäumen, welche die Propagation der Lepra auf Desel illustriren, ist namentlich einer sehr lehrreich, weil er bis in die 50. Jahre zurückreicht, wo eine Ausatzkranke in ein bis dahin völlig leprafreies Gefinde verheirathet wurde. Einige Jahre später finden wir in diesem Gefinde den Mann und drei Kinder sowie eine Dienstmagd leprös. Die letztere dient später auf einem Gut als Feldarbeiterin und wohnt hier mit 7 anderen Arbeitern einen Sommer lang in einem Zimmer. Sämmtliche 7 Arbeiter erkranken späterhin an der Lepra und so geht es fort bis auf die Gegenwart. Im Ganzen lassen sich von dem ersten Fall 28 weitere Tochter- und Enkelfälle u. s. w. ableiten.

Unter den 156 Fällen, die Herr Lohk constatirt hat, finden sich 35, die in den Jahren 1828 bis 1840 unter der Diagnose Lepra im Deselschen Landschaftshospital behandelt worden sind. Ueber diese hat Lohk keine anamnesticchen Angaben sammeln können. Es bleiben aber 121 Fälle nach (darunter wie schon bemerkt 50 Lebende), über welche er genauere Thatsachen festgestellt hat; davon seien folgende hervorgehoben:

In einem Fall erkrankt ein Ehegatte, nachdem er eine Lepröse geheirathet hat.

In vier Fällen acquirirt ein Ehegatte die Lepra und darnach später die andere Ehehälfte.

In zwei Fällen acquirirt der Sohn die Lepra in der Fremde, kehrt heim und nach einiger Zeit wird die Mutter leprös.

In 19 Fällen ist angegeben, daß der betreffende Aussätzige vor seiner Erkrankung mit einem tuberös Lepräsen das Bett getheilt habe.

In 27 Fällen handelt es sich um Bewohnung eines Zimmers, in dem auch Lepräse logirten, um Krankenpflege bei Lepräsen und wiederholte Besuche bei denselben.

Kurzum, in der Mehrzahl der Fälle ließ sich constatiren, daß der Erkrankung an der Lepra ein mehr oder weniger enger Umgang mit einem oder einigen Aussätzigen vorhergegangen war.

Die Zeit, welche von dem Eindringen des Ansteckungsstoffes oder der Bacillen bis zum Auftreten der ersten deutlichen Veränderungen am Körper vergeht, ist beim Aussatz auffallend lang und beträgt durchschnittlich 2—3 Jahre; es sind aber auch Fälle bekannt, wo diese Zeit des verborgenen Wirkens der Krankheit 10—15 Jahre dauert. Aus diesem langen Stadium der Verborgenheit erklärt es sich, warum die Ansteckung so lange unbemerkt blieb. Würden die Fälle sich Schlag auf Schlag folgen, wie bei den Pocken oder den Masern, so würde kein Mensch an dem contagiösen Zusammenhang derselben zweifeln, wenn aber viele Jahre zwischen der ersten und der folgenden Erkrankung liegen, dann kann dieser Zusammenhang leicht übersehen werden.

Die Thatsache ferner, daß sehr häufig Eltern und Kinder oder nahe Verwandte erkranken, hat viele Aerzte getäuscht und zur Annahme einer erblichen Uebertragung der Lepra verleitet. Wenn wir aber genauer zusehen, so zeigt sich, daß ebenso oft Herr und Knechte, Bauerwirthin und Mägde, oder Stubengenossen, die nicht blutsverwandt sind, von der Seuche ergriffen werden, und Angesichts dieser Thatsache muß die Erblichkeitstheorie wohl fallen gelassen werden.

Ich glaube meine Anschauung nicht prägnanter ausdrücken zu können als durch den Satz: die Lepra ist nicht eine Krankheit der Familie, sondern eine Krankheit der Hausgenossenschaft und des engen Verkehrs.

Daß Schmutz und Glend die Verbreitung der Seuche befördern, bleibt dabei zu Recht bestehen, denn die Armuth zwingt die Gesunden und die Kranken in ein Zimmer und oft in ein Bett zusammen; sie nöthigt Alle aus einer Schüssel zu essen und die Kleider der Aussätzigen, an denen vielleicht noch der Eiter und die Bacillen lepröser Geschwüre kleben, gemeinsam zu benutzen. Daß Unreinlichkeit das Hasten und die Uebertragung des Leprabacillus erleichtern muß, liegt auf der Hand.

Die Thatsache, daß die Lepra eine contagiöse Krankheit ist, ist für die Maaßregeln, die wir zur Bekämpfung der Seuche zu ergreifen haben, von der allergrößten Bedeutung, denn so lange wir nicht im Stande sind, Noth und Glend mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen und ganze Volksschichten an dieselbe Reinlichkeit zu gewöhnen, durch die sich Aerzte und Krankenpfleger vor der Infection schützen, so lange sind wir darauf angewiesen, die Kranken, welche den Infektionsstoff in sich tragen und verbreiten, dadurch unschädlich

zu machen, daß wir sie nach Möglichkeit dem menschlichen Verkehr entziehen. Solches ist in humaner Weise nur möglich durch die Errichtung von Leprosorien, in denen die Ausätzigen Unterkunft und Pflege finden. Schon das Mittelalter hat sich auf diesem Wege von der Seuche zu befreien gesucht und auch wir kennen kein anderes Mittel.

Zum Glück ist dieses Mittel schon vielfach erprobt und als zuverlässig erkannt worden. Zwei Beweise aus neuester Zeit seien hierfür angeführt.

In seiner vortrefflichen „Geschichte des Ausatzes im Terekgebiet“ giebt Prof. Münch einen auf genauen statistischen Zählungen beruhenden Abriss der Zu- resp. Abnahme des Ausatzes in den dortigen Kosakenstanizen. Wie ich schon gelegentlich erwähnt habe, wurde der Ausatz in's Terekgebiet durch eingewanderte Don- und Wolgakosaken eingeschleppt und hat hier eine allmähliche Verbreitung gefunden, die bis zum Jahre 1850 eine stetige Zunahme zeigt. Im Jahre 1850 wurde nun in Naur am mittlern Lauf des Terek von der Verwaltung des Terek'schen Kosakenheeres ein Leprosorium eingerichtet, in welchem die Lepräsen der umliegenden Kosakenregimenter untergebracht wurden, während die weiter entfernten Kosakenstanizen ihre Ausätzigen nach wie vor bei sich behielten, ohne sie zu isoliren. Es ist nun sehr interessant zu sehen, wie die Krankenbewegung bei denjenigen Regimentern, welche ihre Kranken nach Naur isolirten, anders ausfällt als bei den übrigen, sonst unter durchaus gleichen Verhältnissen lebenden Heeresabtheilungen, welche nicht unter dem günstigen Einfluß des Leprosoriums standen. Von der Gründung des Naur'schen Leprosoriums an sehen wir nämlich in den Stanizen der ersten Kategorie die Zahl der Kranken anfänglich still stehn und dann permanent sinken, so daß vom Jahre 1878 an keine Neuerkrankungen daselbst mehr vorkamen und überhaupt nur drei Ausätzige übrig geblieben sind. Bei den übrigen ihre Kranken nicht isolirenden Stanizen dagegen ist die Zahl der Ausätzigen vom Jahre 50 bis zum Jahre 78 fast auf das Sechsfache gestiegen. Seitdem macht sich eine langsame Abnahme des Ausatzes in der ganzen Kosakenbevölkerung des Terekgebietes bemerkbar, weil, wie Münch treffend nachgewiesen hat, seit jener Zeit die Bevölkerung, durch das Umsichgreifen der Lepra erschreckt, sich vor den Ausätzigen zu hüten begann, den Umgang mit ihnen vermied, ja vielfach die Kranken dazu bewog, sich freiwillig in abgelegene Hütten und Nebengebäude zu isoliren. Die eigenthümlichen militärischen Verhältnisse in diesem Kosakengebiet und die mit denselben verbundene strengere medicinische Aufsicht ermöglichten es Münch, statistische Zahlenreihen zusammenzustellen, die thatsächlich alle Garantien der Genauigkeit und Zuverlässigkeit bieten. Die vom Jahre 1840 bis zum Jahre 1891 reichenden Münch'schen Kurven, welche die Zu- und Abnahme der Krankheit illustriren, sind ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß der Ausatz mit Erfolg durch die Isolirung der Kranken bekämpft worden ist.

Dasſelbe Experiment, wie es hier im Kleinen gemacht wurde, iſt nun von den Norwegern im großen Maßſtab durchgeführt worden. Bis zum Jahre 1856 iſt die Menge der Lepröſen in Norwegen, wie uns die dortigen Aerzte N. Hanſen und C. Looft gezeigt haben, beſtändig gewachſen, ſo daß ſie ſchließlich die Zahl von 2833 wohlgezählten Fällen erreichte. Im Jahre 1856 wurde das erſte Leproſorium in Bergen, im Jahre 1861 ein zweites bei Molde und ein drittes bei Drontheim eröffnet, ſo daß in jenem Jahr 711 Ausſätige in den Leproſorien untergebracht waren. Die übrigen lebten zu Hauſe. Die folgende Tabelle zeigt nun, wie die Zahl der Lepröſen in Norwegen allmählich abgenommen hat, wie die neu hinzukommenden Fälle immer ſeltener werden und wie die Anzahl der in den Leproſorien verpflegten Kranken ſich verhalten hat.

Jahr.	Gesammtzahl am Ende des Jahres.	Im Laufe des Jahres neu hinzu- gekommene Fälle.	Am Ende des Jahres befanden ſich in den Leproſorien:	Wieviel Procent ſämmtlicher Fälle ſind in den Leproſorien iſolirt?
1856	2833	238	235 Kranke.	8 %
1861	2739	219	711 "	26 %
1866	2674	203	795 "	29 %
1871	2428	170	747 "	30 %
1876	2053	115	613 "	30 %
1881	1692	60	608 "	36 %
1886	1270	48	522 "	41 %
1890	954	10*)	507 "	53 %

Man ſieht, wie die Lepra von dem Moment an, wo für die Verpflegung der Ausſätigen in Leproſorien genügend geſorgt iſt, ſich beſtändig vermindert, wie die neuen Infectionen immer ſeltener werden und wie mit dem ſteigenden Vertrauen der Bevölkerung zu den Leproſorien der Procentsatz der in ihnen verpflegten Kranken immer größer wird.

Dieſe Zahlen laſſen keinen Zweifel, daß durch die Leproſorien die Seuche erfolgreich bekämpft worden iſt und es läßt ſich ſchon jetzt mit Sicherheit vorausſehen, daß nach einiger Zeit der Ausatz in Norwegen völlig verſchwinden wird.

Durch Fehler und Ungenauigkeiten der Zählungsmethode iſt dieſe allmähliche Abnahme der Leprafälle in der Tabelle ſicher nicht vorgetäuſcht, denn da die Zählungen ſeit 1856 jährlich vorgenommen ſind, ſo muß die Genauigkeit der ſtatistiſchen Daten von Jahr zu Jahr gewachſen ſein. Der Procentsatz der verheimlichten oder überſehenen Fälle kann ſich daher höchſtens verringert, aber unmöglich vergrößert haben.

*) Die Zahl 10 iſt vielleicht etwas zu klein.

Verfolgt man die Zahl der Leprösen in den einzelnen Distrikten Norwegens, so findet man durchgängig, daß dieselbe sich dort am raschesten verringert, wo der Procentsatz der in den Leprosorien isolirten Kranken am größten ist.

Welches sind nun die gesetzgeberischen Maßregeln, welche in Norwegen zu so erfreulichen Resultaten geführt haben? In Norwegen ist die Isolirung der Kranken in Leprosorien nie obligatorisch gewesen, sie ist aber dennoch, wie die vorstehende Tabelle zeigt, in recht ausgiebigem Maaße geübt worden und allmählich von einem Viertel bis auf mehr als die Hälfte aller vorhandenen Kranken gestiegen. Diese Ausgiebigkeit der Isolirung wurde dadurch erreicht, daß der Staat alle Kosten für den Unterhalt der Kranken in den Leprosorien bestreitet und die Ausatzhäuser auf Kosten der Krone unterhält. Dem Volk aber ist die Nothwendigkeit der Isolirung der Kranken und ihre Internirung in den Staatsanstalten dadurch nahe gelegt worden, daß in Norwegen ein Gesetz erlassen wurde, wonach die Leprösen auf öffentliche Kosten nur in den Staatsanstalten verpflegt werden können; die früher übliche staatliche Unterstützung derjenigen Ausätzigen, welche daheim in den Bauerhöfen leben, ist abgeschafft. Wer zu Hause bleiben will, muß seinen Unterhalt aus eigenen Mitteln decken. Ferner kann nach demselben Gesetz der Gemeinderath bestimmen, daß die Leprösen, welche zu Hause bleiben wollen, auch hier nach bestimmten Regeln isolirt werden müssen; im Wesentlichen wird verlangt, daß jeder Ausätzige zu Hause sein eigenes Bett und sein eigenes Zimmer haben muß.

Uns scheint, daß diese wissenschaftlich sichergestellten Erfahrungen einen weiteren Beweis dafür liefern, daß der Ausatz eine ansteckende Krankheit ist. Denn wäre letzteres nicht der Fall und würden schlechte Nahrung, Schmutz und Elend an sich genügen, um die Krankheit hervorzurufen, so könnte die Isolirung der Kranken Nichts nützen. Sie zeigen uns aber auch, daß wir in der Isolirung der Ausätzigen ein zuverlässiges Mittel besitzen, um der Lepra mit Erfolg entgegenzutreten.

Den Lesern dieser Monatschrift ist bekannt, daß der Kampf gegen den Ausatz in den baltischen Provinzen schon begonnen hat. Prof. E. von Wahl faßte den Plan zur Stiftung einer Gesellschaft, die den Zweck hat, Leprosorien zu gründen, in denen die Ausätzigen von Liv- und Ehstland Unterkunft und Pflege finden sollen. Durch einen jähen Tod aus seinem besten Wirken gerissen, hat v. Wahl die Erfolge dieser seiner Stiftung nicht mehr erlebt, aber die Gesellschaft, deren Gründung mit Wahl's Namen untrennbar verknüpft ist, trat in's Leben und hat in den fünf Jahren ihres Bestehens schon manchen Erfolg erzielt. Dank den reichlichen Spenden, die der Gesellschaft von allen Seiten zufließen und Dank namentlich der freigebigen Unterstützung, die sie bei der livländischen und ehstländischen Ritterschaft gefunden hat, ist es der Gesellschaft möglich gewesen, zwei Leprosorien zu gründen, in

denen schon jetzt bis 100 Kranke Platz finden; ein drittes Leprosorium von 40 Betten wird soeben bei Wenden von der Gesellschaft gebaut. Die Stadt Riga hat für ihre eigenen Angehörigen gleichfalls ein Leprosorium für 100 Kranke gegründet und in Kurland sind, dem Beispiel Livlands folgend, zwei Gesellschaften entstanden, welche für die dortigen Ausfüßigen sorgen wollen.

Es ist also schon Manches geschehen. Aber sind diese Anstrengungen genügend, um den vorhandenen Nothstand zu beseitigen? Wir fürchten, die Frage nicht bejahen zu können. Am günstigsten steht wohl die Stadt Riga, welche aus eigenen Mitteln Raum zur Isolirung aller ihrer Leprösen geschafft hat und dieselben auf städtische Kosten verpflegt. Für das übrige Livland bleibt noch viel zu thun übrig. Wenn unsere bescheidene Annahme zutrifft, daß allein in Livland 500, oder ohne Riga wenigstens 400 Lepröse vorhanden sind, so wollen die 140 Betten, welche im nächsten Jahr zur Aufnahme von Ausfüßigen vorhanden sein werden, nur wenig besagen, denn unsere Gesellschaft hat nicht nur für Livland, sondern auch für Ehstland zu sorgen, wo gleichfalls zahlreiche Ausfüßige vorhanden sind. Die Mittel der Gesellschaft haben ferner wohl zur Gründung der Leprosorien ausgereicht, sind aber nicht groß genug, um den Unterhalt und die Verpflegung der Kranken völlig zu decken. Es muß daher für jeden Kranken, der in einem der Ausfüßhäuser verpflegt wird, eine monatliche Zuzahlung von 5 Rubeln erhoben werden, die meist den einzelnen Bauergemeinden zur Last fällt, welche sich ihrer Ausfüßigen entledigen wollen. Es liegt aber auf der Hand, daß die Gemeinden diese Kosten nur für wenig Kranke tragen können; wo aber, wie z. B. im Saaraschen oder Tarwastischen Gebiet, die Krankenzahl an die fünfzig beträgt, da ist die Gemeinde nicht im Stande, die Verpflegungskosten für ihre Ausfüßigen aufzubringen. In Folge dessen sind denn auch in unsere Leprosorien, obgleich sie schon jetzt Platz für 100 Kranke bieten, erst etwa 80 Ausfüßige untergebracht, von denen 20 aus Ehstland stammen. Von den 400 livländischen Ausfüßigen sind also nur 60, d. h. etwa der siebente Theil, in den Leprosorien isolirt und dem offenen Verkehr entzogen. Das ist natürlich viel zu wenig.

So lange keine Mittel vorhanden sind, um die Ausfüßigen kostenfrei, d. h. ohne Belastung der betreffenden Bauergemeinde zu verpflegen, so lange ist nicht zu erwarten, daß eine genügend große Zahl von Kranken sich in die Leprosorien zurückzieht. Uns scheint deshalb, daß in Livland in ähnlicher Weise verfahren werden sollte wie in Norwegen. Vor Allem wäre es nothwendig, daß die Leprosorien und deren Insassen auf Kosten des Staates oder des ganzen Landes unterhalten werden. Dann werden unsere Leprosorien bald überfüllt sein von Kranken, die sich freiwillig in dieselben begeben, da sie es dort besser haben als zu Hause.

Die Frage, ob auch ohne die zwangsweise Isolirung aller Ausfüßigen eine allmähliche Abnahme der Lepra erzielt werden kann, muß

nach den Erfahrungen in Norwegen sicherlich bejaht werden. Aber freilich ist es klar, daß die Krankheit unvergleichlich rascher und daher auch billiger ausgerottet werden würde, wenn ein Gesetz bestände, nach welchem unbedingt jeder Aussätzige in ein Leprosorium internirt werden muß. Die Leprosorien würden sich freilich dadurch in Zwangsanstalten verwandeln, es müßten Vorkehrungen gegen das heimliche Entweichen der Kranken getroffen werden, und vor Allem müßten dann die Leprosorien so zahlreich und groß sein, daß thatsächlich alle Aussätzigen in ihnen untergebracht werden könnten.

Bis dahin ist noch ein weiter Weg. Das nächstliegende und wichtigste Desiderat, welches behufs einer erfolgreichen Bekämpfung des Aussatzes zu erfüllen wäre, besteht darin, daß alle Aussätzigen, welche sich in die Leprosorien begeben wollen, auf öffentliche Kosten verpflegt werden. Die zweite Aufgabe, welche sich direct aus diesem Desiderat ergibt, wäre dann die, eine den Bedürfnissen des Landes entsprechende Zahl von Freistätten für die Aussätzigen zu schaffen. Damit wären die wesentlichsten Erfordernisse zu einer erfolgreichen Bekämpfung des Aussatzes in Livland erfüllt.

Prof. Dr. R. Dehio.





Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner

mit besonderer Berücksichtigung des „Manuscript aus Süddeutschland.“

(Fortsetzung.)

Das Aufsehen, das das Manuscript in den weitesten Kreisen erregte, war ungemein groß. Eine Preßstimme jener Zeit¹⁾ vergleicht seine Wirkung mit der „eines elektrischen Schlages“. Die leidenschaftlichen Angriffe gegen alles Bestehende, das Sensationelle der neuen Staatenpläne — alles Dieses mußte dem Manuscript viele Leser gewinnen.

In Süddeutschland fand es vielfach Anklang, wozu in erster Reihe wohl die scharfe Betonung des constitutionellen Principes beitrug. Klang es doch in der That „wie eine förmliche Berufung an die Volkssympathieen“²⁾. Auch „konnte nicht in Abrede gestellt werden, daß der Verfasser die wahre Stimmung eines großen Theiles der Bewohner Süd-Deutschlands mit scharfen Worten ausgesprochen hatte“³⁾.

„In den mittlern und kleinen Staaten hatte es bald“, wie zu erwarten stand, „Mißtrauen und Argwohn gesäet“⁴⁾.

¹⁾ Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts von Dr. Friedrich Braun, Bd. IV, 1820 (Jena), S. 295.

²⁾ Gervinus, II, 664.

³⁾ E. Venturini, Chronik des 19. Jahrhunderts, Bd. XVII, Jahrgang 1820 (Altona 1823), S. 164.

⁴⁾ Winzingerode, S. 71.

In den beiden Centren deutschen Lebens, in Wien und Berlin, machte dieser „offene Aufruf zum Bundesbruch“¹⁾ nicht geringen Eindruck. Dem Fürsten Metternich „nötigte das Manuscript Aufrufe der Bewunderung ab“²⁾, obgleich dasselbe entschieden gegen Oesterreich gerichtet war; in den maßgebenden Kreisen Berlins wurde es eifrig besprochen³⁾. Sowohl in Oesterreich als in Preußen wurde es auf's Strengste verboten⁴⁾.

Auch außerhalb Deutschland gewann das Manuscript rasche Verbreitung; in Paris erschien eine Uebersetzung des Manuscripts⁵⁾, die nicht unbemerkt vorüberging. Kein Wunder: die Verherrlichung des Rheinbunds-systems mußte dem französischen Nationalgefühl lebhaft schmeicheln⁶⁾.

Die erste Frage, die an die Leser herantreten mußte, war: aus welchen Kreisen stammt das Manuscript, wer ist Urheber desselben? Daß der auf dem Titelblatte genannte Verfassername (George Erichson) nur ein Pseudonym, der Druckort (London) nur fingirt sei, wurde sofort erkannt.

In der Einleitung hatte der Verfasser auf Baiern als seine Heimath hingewiesen⁷⁾: dort glaubte man ihn daher auch suchen zu müssen. Zunächst wurde der Ritter von Lang, der Vertraute Montgelas', dann der Geheime Legationsrath Hörmann, der Heraus-

1) Treitschke, Deutsche Geschichte, III, 58.

2) Barnhagen, Denkwürdigkeiten VIII, 150.

3) Barnhagen, Blätter zur preussischen Geschichte. (Berlin 1867—1868.) Bd. I, S. 225. „Herr Buchhändler Brockhaus hat mit Herrn von Kampf 4 Stunden und mit Herrn von Schuckmann 2 Stunden gesprochen. Letzterer nennt das Manuscript meisterhaft, aber böse.“

4) Ibid. I, 224 und Venturini, Chronik a. a. D. XVII, 163.

5) Unter dem Titel: *Considérations sur l'état actuel de l'Allemagne* (Paris 1820).

6) M. Bignon, „Les cabinets et les peuples depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822.“ (Paris 1822.) S. 180: „Ces vérités (daß die Rheinbundstaaten aus der Allianz mit Frankreich nur Vortheile gezogen) ont été franchement proclamées par un écrivain d'un mérite distingué, par l'auteur du „Manuscrit venu de l'Allemagne méridionale.“ —

7) Manuscript S. 13: „Sehen wir auch unser Baiern, das seine Regeneration vollbracht hat“ u. s. w.

geber der Münchener „Allemannia“, als Verfasser des Manuscripts bezeichnet¹⁾.

Wangenheim, der sich abfällig über das Manuscript äußerte, wohl wegen den in demselben enthaltenen rheinbündlerischen Hintergedanken, erklärte gleichfalls auf den Darmstädter Zollconferenzen, daß die Schrift nur von der Partei Montgelas' herrühren könne²⁾.

Von anderer Seite wurde der Graf Benzel-Sternau, ehemaliger Premierminister Dalberg's, Fürstprimas des Rheinbundes, als Urheber des Manuscripts genannt³⁾. Wiederum Andere glaubten den Verfasser in einem damals vielgenannten Publicisten Christian August Fischer zu erkennen⁴⁾, der mehrere seiner Schriften unter dem Pseudonym Erichson herausgegeben hatte.

Nur Geng hatte sofort den wahren Ursprung des Manuscripts erkannt, wenn auch er anfänglich über die Person des Verfassers im Irrthum war⁵⁾.

Das Geheimniß der Autorschaft blieb nicht lange gewahrt. Bald lenkte sich der Verdacht ganz allgemein auf Lindner⁶⁾, dessen Beziehungen zum König Wilhelm nicht unbekannt geblieben waren. Auch wollte man erfahren haben, daß das Manuscript durch die württembergische Gesandtschaft verbreitet worden sei⁷⁾. Ein Artikel der „Allgemeinen (Mugsburger) Zeitung“⁸⁾, der von der bairischen Regierung inspirirt⁹⁾ war, deutete darauf hin, daß die württembergische Regierung die Materialien geliefert und den Druck des Werkes begünstigt habe.

¹⁾ Barnhagen, Preussische Blätter I, 224 und 236 (s. vorige Seite).

²⁾ Nebenius an Bersfett (Darmstadt, 14. Novbr. 1820), cfr. Treitschke, III, 58.

³⁾ Barnhagen, Preussische Blätter I, 251; cfr. auch Wit, Fragmente I, 271.

⁴⁾ Nekrolog 1845, S. 432., cfr. Weise, Nachträge, I, 186 und E. Weller, Index Pseudonymorum (Leipzig 1856), S. 49.

⁵⁾ Geng an Pilat, I, 436: „Es ist (das Manuscript) nach meiner Uebersetzung nicht das Werk eines Schriftstellers von Profession, sondern eines sehr geübten Geschäftsmannes, offenbar unter direktem Einfluß und sicher mit Vorwissen des Königs von Württemberg geschrieben.“

⁶⁾ Geng an Pilat, I, 456.

⁷⁾ Ibid. und Wingerode, S. 68.

⁸⁾ Beilage vom 20. Novbr. 1820, Nr. 167.

⁹⁾ Geng an Pilat, I, 456 und Wingerode, S. 68.

Reclamationen von Seiten der österreichischen und preußischen Regierungen blieben nicht aus. Der leitende Minister, Graf Wenzingerode, erhielt vom Könige den Auftrag, derartigen Gerüchten öffentlich entgegenzutreten. Wenzingerode verlangte bei diesem Anlaß ein strengeres Vorgehen gegen Lindner, der nun schon allgemein als Autor des Manuscripts bezeichnet wurde; der König jedoch weigerte sich entschieden, Schritte irgend welcher Art gegen Lindner zu veranlassen. Als Wenzingerode nachdrücklich auf seinem Antrage bestand, bekannte der König, in die Enge getrieben, „daß er Lindner nicht preisgeben könne, daß er selbst das Gerippe, Lindner nur die Füllung der Arbeit gegeben, daß er selbst Verfasser des Manuscripts sei“¹⁾.

Dem großen Publikum blieben diese Vorgänge natürlich verborgen, doch mehrten sich die Stimmen, die auf Lindner als den Verfasser des Manuscripts hinwiesen²⁾. — Es konnte nicht fehlen, daß das Manuscript, das „mehr als ein Interesse, mehr als eine Macht, mehr als eine Partei angegriffen“ hatte, zu lebhaften Erörterungen auch in der Presse Veranlassung gab. Die Voraussage Genz's, „es werde großen Lärm in Deutschland machen“³⁾, ging vollauf in Erfüllung.

Von Seiten der bairischen Regierung, der das Manuscript die hervorragendste Rolle innerhalb des zu stiftenden Sonderbundes zugedacht hatte, erfolgte, wie schon erwähnt, eine in sarkastischem Tone gehaltene Erwiderung. Der Beurtheiler zeigt sich dem „neuen Evangelium“ völlig abgeneigt und spricht dem Träger des „Apostelamtes“ jegliche Vorzüge, materielle und formelle, ab. Auf Mithilfe beim Aufbau des „babylonischen Thurmes seiner politischen Absichten“⁴⁾ sei in keiner Weise zu rechnen. Mit unverkennbar ironischer Wendung wird zum Schlusse an die württembergische Regierung, „welcher gewiß alle derlei ehrgeizigen Entwürfe fremd sind“, das Ansinnen gestellt,

1) Das Vorstehende nach Wenzingerode, S. 69.

2) Allgemeine (Augsburger) Zeitung, 1820, Beilage 189. „Die hiesige böje Welt will den Schluß ziehen, der Redacteur (!) dieser Schrift sei ein gewisser literarischer Halbdeutscher (eine Hindeutung auf Lindner's furländische Abstammung), der vor kurzem unsere Schweiz mit seiner Gegenwart beehrte.“ (Wie wir wissen, hatte Lindner im Sommer 1820 in der Schweiz gewohnt. S. o. [B. M.], S. 565.)

3) Genz an Pilat, I, 436.

4) Allgemeine Zeitung 1820, Beilage 167, S. 666.

gegen den Verfasser, „wenn er sich etwa im Gebiete dieses Staates befinden sollte, das Geceignete zu verfügen“¹⁾).

Höchsterfreut über diesen Artikel, der „einen vortrefflichen Geist athme“, sprach Geng dem bairischen Ministerium das „unsterbliche Verdienst“ zu, „die Schandschrift todt geschlagen zu haben“²⁾. Börne dagegen, den die „illiberale Haltung“ des Artikels verdroß, griff ihn heftig an³⁾. Die Art seiner Polemik ist rein abstrakt und bewegt sich zumeist in liberalen Stichworten. Den einzigen Mangel des Manuscripts sieht er darin, daß es nicht „aufrichtig genug“ gewesen sei⁴⁾.

An den Artikel des bairischen Ministeriums knüpfte sich eine erregte Polemik in der „Allgemeinen Zeitung“⁵⁾; außerdem veröffentlichte dieselbe noch eine zweite eingehende Recension des Manuscripts⁶⁾, zu der sich in spätern Jahren Wit, gen. von Dörning, bekannte.

Die Beurtheilung des angesehenen „Literarischen Wochenblattes“⁷⁾ ist recht objektiv, verhält sich aber im Ganzen ablehnend; von den beiden Kritiken des „Hermes“⁸⁾ enthält die erste einen „mit Lob gemischten ehrenvollen Tadel“⁹⁾, die zweite ist entschieden ungünstig. Zustimmung ist dagegen die kurze Anzeige der „Minerva“¹⁰⁾, mit der Lindner vielleicht aus seiner Jenaer Zeit Fühlung hatte.

Alles dieses waren mehr oder minder fragmentarisch gehaltene Besprechungen; eine wirklich eingehende Erwiderung und zugleich erfolgreiche Widerlegung fand das Manuscript erst durch die umfangreiche Schrift „Aus Norddeutschland kein Manuscript“¹¹⁾, das all-

1) Ibid. S. 668.

2) Geng an Pilat, I, 456.

3) Ludwig Börne, Gesammelte Schriften, Vollständige Ausgabe in 3 Bänden (Leipzig, Reklam), I, 349—354.

4) Ibid. I, 349. „Was that es mehr, als die stille Gesinnung Aller zur Sprache bringen? Es that nur weniger.“

5) 1820, Beilagen 179 und 180.

6) Später abgedruckt in Wit's Fragmenten, I, 273—290.

7) 1820 vom 17. Novbr. (Leipzig Brockhaus).

8) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur (Leipzig, Brockhaus), Band VIII (1820), S. 327—29 und Band IX (1821), S. 219—25.

9) Lindner an Rahel (Baden, 14. September 1821).

10) Minerva 1820, Band IV, S. 295 fg.

11) Hamburg 1821.

gemein dem Hamburger Patrioten Jonas Ludwig von Heß¹⁾ zugeschrieben wurde.

Als bester Kenner der Hamburger Verhältnisse fühlte sich Heß²⁾ berufen, den schweren Verdächtigungen, die das Manuscript auf die freien Städte gehäuft, auf's Entschiedenste und Schärfste entgegenzutreten. Seiner Schrift ist es anzusehen, daß der Verfasser nach möglichster Objektivität gestrebt hat, was ihm im Ganzen auch gelungen ist; so läßt er trotz seiner patriotischen Erregung den Süddeutschen³⁾ und auch den Franzosen⁴⁾ volle Gerechtigkeit widerfahren. Der Stil ist etwas breit und schwerfällig; auch wiederholt sich der Verfasser recht häufig.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile, die jedoch nicht streng von einander geschieden sind.

Im ersten⁵⁾ Theile wendet sich der Verfasser gegen die anti-nationale Haltung des Manuscripts, das er einer maßlosen Tendenziosität beschuldigt.

Mit besonderem Nachdruck betont er, im Gegensatz zum Manuscript, die Verdienste, die sich Preußen um die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joch erworben. In diesem Staat erblickt er überhaupt den „Einigungs- und Haltungspunkt, um welchen das übrige Deutschland die Peripherie ausmacht“⁶⁾. Mit Fug und Recht hält er dem Verfasser des Manuscripts entgegen, daß noch nie ein Norddeutscher in solch gehässiger Weise über seine süddeutschen Landsleute geredet habe, selbst nicht in den Tagen Napoleonischer Knechtschaft⁷⁾. Den Verfasser des Manuscripts sucht er im Kreise

¹⁾ Warnhagen, Preussische Blätter I, S. 318 und „Politisches Journal“ (Hamburg) 1821, S. 527.

²⁾ Jonas Ludwig von Heß, geb. 1756 zu Stralsund (oder Stockholm?), gestorben den 20. Februar 1823 zu Hamburg. Er wurde mehrfach von der Stadt Hamburg zu politischen Missionen verwandt, die er mit glücklichem Erfolge ausführte. Besonders zeichnete er sich durch seine patriotische Thätigkeit während des Schreckensregimentes von Davoust aus. 1814 war eine Schrift von ihm „über den Werth und die Wichtigkeit der Freiheit der Hansestädte“ erschienen. Allgemeine deutsche Biographie, XII, S. 292—95.

³⁾ S. 193, 194 und an vielen andern Stellen.

⁴⁾ S. 72—79, 92—105.

⁵⁾ S. 1—172.

⁶⁾ S. 141.

⁷⁾ S. 20 und 193.

der „in die Geheimnisse der Cabinette Eingeweihten“¹⁾, in einer Persönlichkeit, die zur Ausführung und Ausbreitung der ausheimischen Oberherrschaft eine „Prinzipalrolle wird übernommen haben“.

Die Staatenpläne des Manuscripts, in denen er nur eine Einladung zu einem verkappten Rheinbunde erblickt, werden eingehend besprochen und schonungslos verurtheilt²⁾.

Der zweite Theil³⁾ untersucht die Haltung der freien Städte „vor der Unterjochung“; von der Zeit an, wo Deutschland zu den Waffen gegen seine Unterjocher griff, und „welch ein Werth den freien Städten von der Besiegung für dasselbe zu eigen geblieben ist“⁴⁾.

Es wird unwiderleglich dargethan, daß die Hansestädte nur gezwungen dem Rheinbunde beigetreten und nach dem ersten Unfalle Napoleons abgefallen seien. Der opferfreudige Patriotismus der Hamburger während der Drangsale unter Davoust und die energische Theilnahme der hanseatischen Legion an dem Freiheitskriege wird rühmend hervorgehoben. Wenn trotz alledem das Manuscript die Hansestädte „deutsche Barbaresken“ und „englische Faktoreien“ nenne, so sei das „weiter Nichts als der bloße elende Wiederhall des größten Barbaresken, den die Welt seit Timurs Tode zu verwünschen habe, Napoleons“⁵⁾.

Die weiteren Ausführungen des Verfassers zielen darauf ab, diese Behauptung zu widerlegen und den Beweis zu liefern, daß die Hansestädte, weit entfernt davon, Deutschlands kommerzielle Stellung zu gefährden, vielmehr zur Hebung des vaterländischen Wohlstandes beitragen.

Obgleich keineswegs im Hinblick auf das Manuscript geschrieben, kann der „Briefwechsel zweier Deutscher“⁶⁾ von Paul Pfizer in gewisser Beziehung als Widerlegung des ersteren gelten.

Im diametralen Gegensatz zu Lindner empfiehlt Pfizer den Mittel- und Kleinstaaten das Verzichtleisten auf alle äußere Politik

1) S. 106 und 107. Vielleicht denkt Heß hierbei an den Grafen Benzels-Sternau, s. o. (Balt. Mittheil.) S. 565.

2) Bef. 107—126 und 153—172.

3) S. 172—408.

4) S. 177.

5) S. 174.

6) Stuttgart 1830, 2. Auflage, ibid. 1832.

und den innigen Anschluß an Preußen als den einzigen Weg, auf dem Deutschland zur Einigung und wirklichen Machtstellung gelangen könne. Die Ansprüche auf Hegemonie habe sich Preußen durch außerordentliche Anstrengungen seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch „das moralische Gewicht“ erworben, „das sein Enthusiasmus (während der Befreiungskriege) in die Waagschale legte“¹⁾. Die Reife des politischen Urtheils, die scharfe Dialektik, der klassische Stil sichern dieser Schrift einen hervorragenden Rang in der politischen Literatur Deutschlands.

Wir haben gesehen, daß der König Wilhelm selbst als intellectueller Urheber des Manuscripts anzusehen ist. Der Antheil Lindner's an demselben ist dennoch nicht so ganz gering. Das Manuscript trägt in mancher Hinsicht eine subjektive Färbung: Lindner hat viele eigene Gedanken und Empfindungen in seine Darstellung verwebt.

Vor Allem ist zu constatiren, daß der Hauptzweck des Manuscripts — für einen Bund der constitutionellen Mittelstaaten zu plaidiren — Lindner's eigenen Sympathien entsprochen hat. Schon 1818 hatte er eine Zeitungsnachricht, „daß ein Gesandter in Frankfurt (Wangenheim?) von einem gewissen Gegengewichte der constitutionellen Mittelstaaten gesprochen,“ als eine „höchst erfreuliche“ bezeichnet, „die Gelegenheit gebe, darüber weiter mit Freunden und Gönnern der wahren deutschen Interessen der mittleren und kleinen Staaten zu sprechen“²⁾.

Die Animosität gegen Oesterreich und Preußen, von der zahlreiche Stellen des Manuscripts Zeugniß geben, hat er wirklich empfunden. „Die Barbarei der Feudalzeit ist unverilgbar, so lange wir den Händen der Oesterreicher und Preußen überlassen sind,“ schrieb er Ende 1818³⁾.

Dasselbe gilt von seinem Hass gegen England und von seiner Zuneigung für Frankreich. „Der Einfluß und das Uebergewicht des schändlichen Cabinets von St. James“ war von ihm schon früher

¹⁾ P. Pfizer, Briefwechsel zweier Deutscher (Stuttgart 1831), S. 196.

²⁾ Lindner an Barmhagen (Karlsruhe, den 21. August 1818).

³⁾ Ibid. (Stuttgart, den 7. Novbr. 1818). Ueber eine politische Idee des Preußen Herrn von Cölln, Deutschland nach der Maingrenze zwischen Oesterreich und Preußen zu theilen, urtheilt Lindner sehr abfällig. (Frankfurt den 7. September 1818.)

als „ein Geschwür an der Pulsader unseres politischen Lebens“¹⁾ und Frankreich als „unser Aller hohe Schule“²⁾ bezeichnet worden.

Die Sympathien für freie Verfassung, der Widerwille gegen Kirche und Adel³⁾, die Geringschätzung altständischen Wesens⁴⁾ (Manuscript S. 38) sind weitere Punkte, die als Ausfluß eigener Ueberzeugungen gelten können.

Mehr persönlicher Natur sind die gelegentlichen Ausfälle Lindner's gegen Görres⁵⁾ (Manuscript 116), gegen Gagern (ibid. 142 u. 173)⁶⁾, gegen Cotta⁷⁾ (S. 129), vielleicht auch gegen das Universitätswesen⁸⁾ (S. 169, 170, 180, 207).

Ein gewisses Befremden erregt auf den ersten Blick seine Parteinahme für Baiern, in der badisch-bairischen Streitfache: Württemberg hatte in derselben auf Badens Seite gestanden, und Lindner selbst war im badischen Interesse thätig gewesen⁹⁾. Wir dürfen annehmen, daß Lindner mit seiner für Baiern günstigen Darstellung den Zweck verfolgt habe, den Muthmaßungen über den wahren Ursprung des Manuscripts eine andere Richtung zu geben.

Im Ganzen — das kann als sicher gelten — decken sich Lindners' eigene Anschauungen mit den Ideen des Manuscripts.

* * *

¹⁾ Ibid. (Stuttgart, den 5. December 1818).

²⁾ Ibid. (Stuttgart, 2. April 1819). „Ich sehe nur Rettung für Deutschland, wenn ein freies Volk zu uns kommt (also wohl die Franzosen) und auch uns frei macht.“ An vielen andern Stellen äußert sich Lindner in demselben Sinn.

³⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart, den 17. December 1818): „Priester und Adel sind Blei an den Füßen der Menschheit“ und — an Rachel — (Stuttgart den 13. April 1819) „So lange Christenthum und Despotenwesen mächtig ist, kann Nichts anders werden.“

⁴⁾ Siehe oben (Balt. Monatschr.) S. 562 u. 564.

⁵⁾ Siehe oben S. 556.

⁶⁾ Wegen diesen Staatsmann hegt Lindner eine ganz besondere Abneigung. In einem Briefe an Barnhagen (München, den 7. Juni 1827) äußert Lindner, daß Gagern es „verdient hätte, daß er einmal höllisch gegeißelt werde“.

⁷⁾ Siehe oben S. 562 u. 563.

⁸⁾ Siehe oben S. 539.

⁹⁾ Siehe oben S. 555. In einem Briefe an Barnhagen (vom 30. Oct. 1818) spricht Lindner von seiner „Anhänglichkeit an Baden“ und noch 1821 nennt er die Sache Badens eine „gerechte Sache“. (Lindner an Barnhagen, Stuttgart 26. Juni 1821.)

Was zunächst die Form des Manuscripts anlangt, so kann dieselbe im Allgemeinen als befriedigend bezeichnet werden: Glätte des Stiles, Gewandtheit des Ausdruckes, zweckentsprechende Anordnung des Stoffes ist dem Manuscript nicht abzusprechen. Eine Darstellung, wie wir sie im „Briefwechsel zweier Deutschen“ von Paul Pfizer finden, in welchem Inhalt und Form zu einem harmonischen Ganzen verbunden sind, dürfen wir hier allerdings nicht erwarten. Die einzelnen Partien sind nicht immer gleichmäßig behandelt, namentlich stehen die letzten Capitel den ersten formell entschieden nach, was vielleicht mit ihrem Inhalt zusammenhängt.

Nicht zum Mindesten wohl ist der Beifall, den das Manuscript vielfach fand, auf Rechnung der schwungvollen Sprache zu setzen, die ihm eigen. Lindner hat in seiner Darstellung zahlreiche Betrachtungen¹⁾ eingeflochten, die, ganz im Sinne des damaligen Liberalismus gehalten, weitverbreiteten Sympathien entgegenkommen mußten. Das Pathos, das die ganze Schrift kennzeichnet, steigert sich bisweilen bis zu förmlicher Ekstase, so besonders an der Stelle, wo er den Aufschwung schildert, den Cultur, Wissenschaften und Kunst bei Befolgung seines Systems nehmen müßten²⁾. Auch gewinnen wir den Eindruck, als glaube der Verfasser einen vorgeschrittenen Standpunkt einzunehmen, weshalb er denn auch ein volles Verständniß seiner Ideen erst von der Zukunft erwarten dürfe³⁾. — Das Manuscript läßt sich stofflich, wie sich aus der Inhaltsangabe ergibt, in zwei größere Theile zerlegen.

Im ersten Theile sucht der Verfasser, „auf dem Wege historischer Uebersicht,“ sowie durch eine Prüfung der Bundesakte den Nachweis zu liefern, daß der bisherige Zustand Deutschlands keine genügenden Garantien für die Zukunft biete; der zweite Theil enthält die positiven Vorschläge zu einer Neugestaltung Deutschlands. In unserer Beurtheilung gedenken wir uns daher zuerst mit dem historischen Theile zu beschäftigen, um dann auf die Staatenpläne des

¹⁾ So S. 3—6, 81—83, 185—189 u. f. w.

²⁾ S. 216—220.

³⁾ S. bes. Einleitung u. S. 235 und 236.

Manuscripts einzugehen; hieran sollen sich einige Worte über die politische Bedeutung des Manuscripts schließen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die historische Darstellung Lindner's Punkt für Punkt auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu untersuchen. Wir können nur kurz andeuten, daß es nicht an auffallenden Irrthümern fehlt. So spricht der Verfasser von „großen Vasallen“ (S. 18) zur Zeit der Merovinger, deren Macht Karl der Große gedemüthigt, indem er „den Rechten der Krone eine wohlthätige Ausdehnung gegeben“, für die aber unter Karls Nachfolgern „die gute alte Zeit der Usurpationen wiedergekommen“ (S. 19); die Abtrennung des Elsasses vom Reiche ist nach seiner Angabe (S. 33) ein Resultat des spanischen Erbfolgekrieges; über die staatsrechtlichen Verhältnisse im deutschen Reiche hat er nur vage Begriffe¹⁾; die Theilung Sachsens soll erst nach Napoleons Entweichen von Elba beschlossen worden sein (S. 146).

Vorstehende Beispiele gestatten einen hinlänglichen Schluß auf die Gründlichkeit der historischen Darlegung im Manuscript. Eine breitere Ausführung, wozu sich noch mehrfache Gelegenheit böte, würde uns zu weit ab von unserm eigentlichen Ziele führen, außerdem für die Gesamtbeurtheilung des Manuscripts nur von geringer Bedeutung sein: wir haben es hier — das dürfen wir niemals vergessen — mit einem publicistischen, nicht mit einem historischen Werke zu thun.

Wir müssen uns darauf beschränken, die Momente seiner Darstellung herauszugreifen, in denen Tendenz und Charakter der Schrift am Klarsten zu Tage tritt, auf die der Verfasser seine Ideen der Umgestaltung gründet. Als solche sind vor Allem zu nennen: die Politik Baierns und Württembergs seit Beginne des Jahrhunderts, die im Gegensatz zu Oesterreich und Preußen stets „deutsche Gesinnung“ bekundet habe (S. 92); die Bestimmungen der Bundesakte, die der Verfasser als widerspruchsvoll und jeglicher Garantien baar bezeichnet und endlich die freien Verfassungen des Südens, die ihm ein vollgültiges Zeugniß sind für die liberale Gesinnung der Monarchen, sowie für die von den Süddeutschen erlangte politische Reife.

Die Allianz mit Frankreich wird vom Verfasser, wie wir wissen,

¹⁾ So über das jus de non appellando (S. 36); über die Steuerverhältnisse (S. 38), über die Stellung der Reichsritter (S. 43 und 44).

bei jeder Gelegenheit als „eine Wohlthat für das südliche Deutschland“ (S. 81) gepriesen.

Es wäre nun ungerecht, der bairischen Politik aus dem Anschluß an Frankreich seit 1805 einen Vorwurf zu machen. Bei der geographischen Lage Baierns, „das den unvermeidlichen Durchgangspunkt zum Angriffe, wie zur Vertheidigung bildete“¹⁾, war eine bedingungslose Neutralität kaum denkbar. „Wenn man aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen, und mit möglichster Unparteilichkeit die Talente der Feldherren, wie die Beschaffenheit der Armeen auf beiden Seiten abwägen wollte“²⁾, so konnte die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

Dazu kam ferner, daß Oesterreichs Politik gegenüber Baiern in den letzten Jahrzehnten nicht dazu angethan war, Vertrauen einzulösen. (Bairischer Erbfolgekrieg, Pläne Leopolds II.) Nachdem aber Baiern endgültig für Frankreich Partei genommen hatte, konnte den übrigen süddeutschen Staaten keine Wahl mehr bleiben.

In diesem Sinne hat sich auch der bedeutendste Staatsmann des Rheinbundes, Graf Montgelas, über die wahren Motive des Anschlusses an Frankreich ausgesprochen. „Unsere Allianz mit Frankreich“ — so schreibt er — „war eine natürliche Folge von Umständen gewesen. . . Sie war weder aus Vorliebe für diesen Staat, noch aus Haß gegen einen Andern, sondern lediglich deswegen abgeschlossen worden, weil sie dem Lande Sicherheit und Nutzen versprach, auch bei der damaligen Lage Deutschlands die feste Stütze, deren wir nicht entbehren konnten, sich nirgends sonst bot. In der Schwäche Oesterreichs und Preußens lag unsere Stärke“³⁾. Diese nüchterne, wenn man will cynisch-aufrichtige Darlegung, die in eigenthümlichem Contraste zu den pathetischen Auseinandersetzungen Lindner's steht, enthält den Schlüssel zur gesammten Rheinbundespolitik.

In dem Rheinbunde den Keim eines selbständigen Deutschlands zu sehen, ist historisch unzulässig. Wohl sprechen die Rheinbundsakte von der Unabhängigkeit der Bundesglieder⁴⁾; thatsächlich sind die

¹⁾ Aus den Aufzeichnungen des bairischen Staatsministers Grafen Montgelas (Historisch-politische Blätter, Bd. 83, S. 93).

²⁾ Ibid. S. 94.

³⁾ Montgelas, Historisch-politische Blätter, Bd. 83, S. 487.

⁴⁾ Ludwig Haeniger, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, 3. (mit der 4. übereinstimmende) Auflage. 2. Band (Berlin 1862), S. 692.

einzelnen Souveräne denn doch nur Vasallen Napoleons gewesen. Die Haltung dieser deutschen Monarchen, die freiwillig Demüthigungen auf sich nahmen, um die Gunst des Kaisers zu gewinnen¹⁾, ist schwerlich aus „deutscher Gesinnung“ hervorgegangen.

Eine nationale Begeisterung zu wecken, dazu war der Rheinbund gewiß nicht im Stande; als Durchgangsperiode für die Entwicklung deutschen Staatswesens kann ihm ein läuternder Einfluß nicht abgesprochen werden. „Der einzige Lichtpunkt in diesem düstren Bilde liegt darin, daß der Despotismus der deutschen Souveräne nicht allein die Freiheit, sondern theilweise auch die Ungleichheit vernichtete, und indem er weder Recht noch Vorrecht gelten ließ, auch manchen verjährten Mißbrauch, manches lästige Erbsück der Vergangenheit und manches Hinderniß für künftige Bervollkommnung der Staatseinrichtung zerstörte“²⁾.

Wenn der Verfasser weiterhin Baierns Theilnahme am Befreiungskriege als einen Umstand „von offener Entscheidung für die allgemeine Sache“ hervorhebt (S. 116), so sei hiergegen angeführt, daß gleich die erste Schlacht der Baiern gegen Napoleon (bei Hanau, den 30. und 31. Oktober 1813) eine entschiedene Niederlage gewesen ist; wie denn überhaupt Baierns Mitwirkung nicht von sonderlicher Bedeutung war³⁾.

In seinen Erörterungen über den Wiener Congreß rechnet der Verfasser es Baiern und Württemberg zum Verdienste an, daß sie sich gegen jede von den Großmächten beantragte Ausdehnung der Bundesgewalt auf die innern Angelegenheiten, sowie gegen eine allgemeine Festsetzung verfassungsmäßiger Rechte der Bundesunterthanen verwahrt hätten. „Hierdurch thaten sie mehr für die Sache der Freiheit und Unabhängigkeit der Deutschen, als alle schönen Worte auf dem Congresse bewirken konnten“ (S. 144).

Es ist nicht unmöglich, daß Oesterreich und Preußen bei ihrem Vorschlage, beschränkende Constitutionen einzuführen, von der Erwägung ausgegangen sind, hierdurch die Macht der secundären deutschen Regenten zu begrenzen: es mußte im Interesse der beiden Vormächte

1) Ibid. II, bes. 576—579 und 689—697.

2) Paul Pfizer, Entwicklung des öffentlichen Rechts durch die Verfassung des Bundes (Stuttgart 1835), S. 32.

3) Haefliger, Deutsche Geschichte IV, S. 386.

liegen, die ehemaligen Rheinbundsregierungen, deren nationale Gesinnung noch keineswegs sicher stand, nicht zu großer politischer Bedeutung gelangen zu lassen. Nichts aber berechtigt uns zu der Annahme — und die Haltung der Mittelstaaten in der Folgezeit spricht, wie wir noch sehen werden, sogar dagegen, — daß ihr Widerstreben gegen Verfassungen aus dem Wunsche hervorgegangen sei, die „Freiheit und Unabhängigkeit der Deutschen“ zu sichern. Der Opposition Baierns und Württembergs auf dem Wiener Kongresse¹⁾ ist es vielmehr in erster Linie beizumessen, wenn der neugestiftete „deutsche Bund“ die Erwartungen der Nation auf Gewinnung einer politischen Machtstellung für Deutschland getäuscht hat. Das Bestreben Baierns insbesondere, gleichberechtigt neben die beiden Großmächte zu treten²⁾, hatte vielfach hemmend auf den Gang der Verhandlungen eingewirkt.

Und wie der Verfasser Baiern und Württemberg überall nach den reinsten und edelsten Maximen handeln läßt, so wird andererseits die Politik Oesterreichs und Preußens stets auf die unlautersten Motive zurückgeführt. Die Friedensschlüsse von Basel und Campo-Formio, die geheimen Artikel des Lüneviller Friedens, der Reichsdeputationshauptschluß, der Rieder Vertrag, die Theilung Sachsens und Polens³⁾ — alles Dieses wird aufgeboten, um die Politik der beiden Großmächte in gehässigem Lichte erscheinen zu lassen.

Oesterreichs Aufruf an die deutsche Nation vom Jahre 1809 wird als „Klugheitsmaßregel“ (S. 98) behufs Fanatisirung der Massen bezeichnet; aus der Aufwiegelung Tyrols, eines Landes, das Jahrhunderte lang zu Oesterreich gehört hatte, wird dem Wiener Hof ein direkter Vorwurf gemacht (S. 97 und 129); der Verfasser kann es sich sogar nicht versagen, über das mangelhafte Deutsch des österreichischen Protokollführers am Bundestage seine Bemerkungen zu machen (163). In ähnlicher Weise greift er, wie wir gesehen haben, auch Preußen an.

¹⁾ Siehe Klüber, Wiener Verhandlungen. S. 20, 21, 134, 201, 205, 208—9, 257, 261.

²⁾ Vgl. Hauffser, Deutsche Geschichte IV, 679 und Pfizer, Öffentliches Recht, S. 52 (s. vorige Seite).

³⁾ Vgl. Hauffser I, 591—598; II, 130—132; II, 325 fg.; II, 381—399; IV, 381—388; IV, 586—613.

Daß die Politik Oesterreichs und Preußens sich in Hinsicht auf die nationalen Interessen Vieles hat zu Schulden kommen lassen, unterliegt gar keinem Zweifel und ist allseitig zugestanden worden.

Während der Verfasser aber bei seiner Beurtheilung der süd-deutschen Politik überall Umstände vorfindet, die die Handlungsweise der Monarchen entschuldigen, wo nicht gar lobenswerth erscheinen lassen, so beobachtet er bezüglich der beiden Großmächte genau das entgegengesetzte Verfahren. Einem Versuch, die Politik Oesterreichs und Preußens aus den Zeitverhältnissen heraus zu begreifen, begegnen wir bei ihm überhaupt nicht. Die schwierige, ja kritische Lage, in der sich beispielsweise Preußen vor dem Baseler Frieden befand¹⁾, ist von ihm ganz ignoriert worden; und doch war es allgemein bekannt, daß die Zerrüttung der preussischen Finanzen mit am meisten zum Abschluß des Friedens beigetragen hatte.

Daß der Verfasser für die geistige Regeneration Deutschlands im Jahre 1813, die von Preußen ihren Anfang genommen hatte, kein Verständniß zeigt, kann nicht befremden. Der Aufschwung während der Freiheitskriege paßt nicht in sein System, in welchem für die Aeußerungen nationalen Geistes kein Raum ist. Es ist charakteristisch für ihn, daß der Abschnitt, der über die Erhebung Deutschlands handelt (Kap. IV), einer der kürzesten in der ganzen Schrift ist.

Wenn der Verfasser ferner in der Haltung Preußens während des Wiener Kongresses das Bestreben um Gewinnung der Volksgunst zu erkennen glaubt, so ist dieser Vorwurf durchaus unbegründet. Die reaktionären Einflüsse, denen es schließlich gelang, das Verfassungswerk zu hintertreiben, haben sich erst in den folgenden Friedensjahren geltend gemacht²⁾; vorläufig fanden die liberalen Tendenzen eine mächtige Stütze an dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg.

So sehen wir denn, daß für den Verfasser bei seiner Beurtheilung der gesamtdeutschen Politik nur ein Maßstab vorhanden

1) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, herausgegeben von Leopold von Ranke, Bd. I (Leipzig 1877), S. 273—299 und S. 498 (über den eigentlichen Grund des Friedensschlusses). Hier finden wir auch S. 138—633 die Schilderung der wahren Politik Preußens während der Jahre 1794—1806.

2) Gerwinus, II, 528 fg.

ist: was den süddeutschen Staaten nützt, ist gerechtfertigt. Nicht zu leugnen ist es, daß die Verknüpfung der Fakta, die Motivirung, die er den einzelnen Vorgängen giebt, von großer Gewandtheit zeugt: Eines scheint sich aus dem Anderen folgerichtig zu ergeben. Objektivität und Gerechtigkeitsgefühl darf hier auch nicht im Entferntesten gesucht werden; Licht und Schatten sind ungleich vertheilt; die ganze Auffassung und Darlegung der neueren deutschen Geschichte ist tendenziös gefärbt. —

Von allen Partien des Manuscripts enthält der Abschnitt, in dem Lindner eine Prüfung der Bundesakte unternimmt (Kap. VI), unstreitig am meisten Wahrheit.

Nur beistimmen können wir ihm, wenn er in dem Umfande, daß zwei europäische Mächte Glieder eines Bundes waren, ein Mißverhältniß erblickt¹⁾; mit vollem Rechte bezeichnet er die Theilnahme fremder Mächte (also Englands u. s. w.) als ein politisches Monstrum; der willkürlichen Auslegung, die namentlich Oesterreich dem Artikel 13 der Bundesakte gegeben, darf fraglos ein „Vorwurf absichtlicher Täuschung“ (S. 157) gemacht werden.

Männer der verschiedensten Richtungen²⁾ haben darum auch die Grundlagen der neuen Schöpfung, die weder ganz Staatenbund, noch ganz Bundesstaat war³⁾, als widerspruchsvoll und verfehlt bezeichnet.

Eine der wesentlichsten Bestimmungen der Bundesakte, auf die auch Lindner besonderes Gewicht legt, die Gleichberechtigung der Bundesglieder, hat nur in der Theorie bestanden. Allerdings konnte es auch kaum anders sein. Jeder natürlichen Ordnung mußte es zuwiderlaufen, wenn ein Staat, wie Oesterreich und Preußen oder auch Baiern, völlig gleichberechtigt neben einem Lippe-Deimold oder Hessen-Homburg stehen sollte. Wenn Oesterreich und Preußen daher in dem engeren Rathe der Bundesversammlung nur je eine Stimme

¹⁾ Es ist das Verdienst Paul Pfizers, in meisterhaft klarer Ausföhrung die Konsequenzen nachgewiesen zu haben, die, besonders während eines Krieges, aus der doppelten Eigenschaft der beiden Vormächte als Glieder des Bundes und als europäische Mächte hervorgehen mußten. (Oeffentliches Recht, S. 80 und 81 und bes. 205—215.)

²⁾ So Wilhelm v. Humboldt (sfr. Treitschke II, 144) und Montgelas (Historisch-politische Blätter, Bd. 83, S. 724 fg.).

³⁾ Pfizer, Oeffentliches Recht, S. 78, 100 fg.

für sich in Anspruch genommen hatten¹⁾, so konnten sie hierbei nur von der Voraussetzung ausgegangen sein, daß sich der Bund trotzdem ihrer Führung unterordnen werde; denn eine Großmacht war der deutsche Bund doch nur insofern, als Oesterreich und Preußen Glieder desselben waren; einzig und allein auf dem Einverständniß dieser Beiden beruhte die Existenz des Bundes. Wenn Oesterreich und Preußen den Pariser Frieden im Namen des Gesamtbundes abgeschlossen hatten, so lag darin gewiß, wie Lindner behauptet, eine Verletzung des Buchstabens der Bundesakte. Es fragt sich nur, wohin es geführt hätte, wenn jeder einzelne deutsche Staat bei den Friedensverhandlungen durch besondere Abgesandte vertreten gewesen wäre. Ein einheitliches Vorgehen wäre unter solchen Umständen kaum denkbar gewesen. Wenn man mit den faktischen Verhältnissen rechnen wollte, so konnten nur Oesterreich und Preußen die Leitung des Friedensgeschäftes übernehmen, besonders da der bairischen Regierung, an deren Spitze damals noch der Graf Montgelas stand, nicht recht getraut werden durfte.

So mußte denn die Gleichberechtigung nur eine leere Formel bleiben, „ein bloßes Versprechen, dessen Haltung vom guten Willen (Oesterreichs und Preußens) abhing.“ (Manuscript S. 151.) Zwischen dem formellen Recht und den wirklichen Machtverhältnissen lag eine Kluft, welche zu überbrücken nur Ideologen unternehmen konnten.

Das Unhaltbare der deutschen Bundesverfassung hat Lindner erkannt und nicht ohne Geschick entwickelt; ob seine eigenen Pläne der Umgestaltung ein Besseres an die Stelle des Alten setzen, werden wir noch späterhin zu untersuchen haben.

Das wesentlichste Moment, worauf Lindner sein politisches System gründet, sind die freien Verfassungen des Südens und die Gesinnung der Könige von Baiern und Württemberg.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst die Motive, aus denen diese Constitutionen hervorgegangen sind.

Daß die bairische Regierung eine Verfassung ertheilt hatte, um in ihrem Streite mit Baiern um den Besitz der rechtsrheinischen

¹⁾ F. L. Klüber, Öffentliches Recht des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten. Abtheilung I (Frankfurt am Main, 3. Auflage 1831), S. 129. fg.

Pfalz die nationalen Sympathien für ihre Sache zu gewinnen, war allgemein bekannt und ist von Lindner selbst (S. 181) angeführt worden. Die Verfassung von Hessen-Darmstadt war eine Folge der allgemeinen Unzufriedenheit und Gährung, die unter der Bevölkerung um sich gegriffen hatte¹⁾. Nicht viel anders stand es, wie wir bald sehen werden, mit Baiern und Württemberg.

Infolge der engen Allianz mit Frankreich während der napoleonischen Zeit war der Rang und die Bedeutung der süddeutschen Fürsten insgesamt gestiegen, ihre Territorien hatten sich bedeutend vergrößert. Nach dem Sturze des Protektors ließ sich das absolutistische Regiment der Rheinbundszeit auf die Dauer nicht mehr halten. Die Widerseßlichkeit der neuen Unterthanen, der Mediatisirten, bereitete zahlreiche Angelegenheiten; „die Verquickung der alten und neuen Staatsbestandtheile“²⁾ bot nicht geringe Schwierigkeiten. Die Regierungen mußten sich nach einer Stütze umsehen. Außere Verhältnisse kamen ihnen zustatten. Preußen, das unmittelbar nach den Befreiungskriegen in der öffentlichen Meinung am höchsten gestanden hatte, schien seine Verfassungspläne aufgeben zu wollen. Rasch erkannten die süddeutschen Fürsten, „daß es das Interesse und der Vorzug der kleinen deutschen Staaten sei, im Gegensatz zu den beiden Großmächten Verfassungen zu geben und geben zu können“³⁾. Hierdurch hofften sie für die „getheilten Kräfte ihrer kleinen Staaten Hülfe und Schutz zu finden“⁴⁾, die von Napoleon geschenkt und vom Wiener Congreß bestätigten neuen Erwerbungen mit den angestammten Gebieten enger zu verbinden“⁵⁾ und „des Volkes Treue und Zuneigung zu fesseln“⁶⁾. Aus diesen Motiven kamen nun in rascher Aufeinanderfolge die süddeutschen Constitutionen zu Stande.

Die Könige von Baiern und Württemberg werden vom Verfasser als „Verfechter der allgemeinen Nationalsache“ gerühmt (S. 181). Sehen wir zu, wie es sich damit in Wirklichkeit verhielt.

Wie wir wissen, hatte König Wilhelm sogleich nach seiner

¹⁾ Gervinus II, 616—620.

²⁾ Gervinus II, 394.

³⁾ Ibid II, 591.

⁴⁾ Ibid. II, 646.

⁵⁾ Klüpfel, Einheitsbestrebungen, S. 5.

⁶⁾ Gervinus II, 646.

Thronbesteigung Verhandlungen mit den Ständen behufs Vereinbarung einer Verfassung begonnen. Als aber sein Versuch, den langwierigen Streit beizulegen, beim ersten Anlauf nicht geglückt war, griff er zu andern Maßregeln. Im December 1817 erhielt der Graf Witzingerode, damals noch Gesandter in Wien, den Auftrag, „beim österreichischen Kabinet den Artikel XIII der Bundesakte zur Sprache zu bringen und eine authentische Interpretation desselben durch den Bundestag anzubahnen.“ So „suchte man beim Bundestage Rettung vor seinem eigenen Liberalismus“¹⁾.

Die erste Anregung zum Karlsbader Kongresse, dessen Beschlüsse ganz Deutschland in revolutionäre Bewegung gesetzt haben, ist von den Regierungen von Baden und Baiern ausgegangen. „Um des Artikels XIII und der Verlegenheiten willen, welche die heimischen Kammern ihren Regierungen bereiten“, suchten diese um Hülfe beim Bunde nach²⁾. Der Vertreter Württembergs in Karlsbad, Graf Witzingerode, sprach sich zwar für eine gewissenhafte Erfüllung des Artikels XIII aus, doch empfahl er zugleich die Deffentlichkeit der Kammerverhandlungen aufzuheben, das Steuerbewilligungsrecht der Stände einzuschränken und den Landtagen jede auch nur indirekte Antheilnahme an der Bundesgesetzgebung zu untersagen³⁾. Ein hohes Verdienst erwarb sich Witzingerode allerdings in Karlsbad: sein Werk war es, wenn der von Metternich eifrig verfolgte Plan vereitelt wurde, dem Artikel 13 eine solche Interpretation zugeben, die alle Änderungen im Sinne repräsentativer Verfassungsform ausschloß⁴⁾. Wenn aber Lindner von der Verfassungstreue der süddeutschen Monarchen in Ausdrücken lebhafter Bewunderung spricht, so hätte er nicht vergessen sollen, daß der entschiedene Widerspruch Baierns und Württembergs die Beschlüsse von Karlsbad gar nicht zu Stande hätte kommen lassen; denn zu einer Veränderung in den „organischen Einrichtungen“ des deutschen Bundes, wie die Karlsbader Beschlüsse

1) Witzingerode, S. 31.

2) Witzingerode, S. 58.

3) Ibid. S. 56 und 57. Wichtige Urkunden für den Reichszustand der deutschen Nation mit Anmerkungen von J. L. Klüber, aus dessen Papieren mitgetheilt von C. Welcker (Mannheim 1844), S. 250—259 (bes. S. 255 ad 2 a) und S. 258 ad 3 und ad 4 und S. 295—306.

4) Witzingerode, S. 59.

eine solche involvirten, bedurfte es der Stimmeneinhelligkeit im Plenum der Bundesversammlung¹⁾.

Fast um dieselbe Zeit, als die Karlsbader Beschlüsse dem Frankfurter Bundestage zur Sanktion vorgelegt wurden, war die württembergische Verfassung in's Leben getreten. Das Manuscript ertheilt ihr, wie zu erwarten, unbedingtes Lob. In Wirklichkeit trug sie trotz der liberalen Formen, in die sie eingekleidet war, ein büreaukratisches Gepräge und stand der vom Könige im März 1817 dargebotenen Verfassung bedeutend nach²⁾; eine unbestimmte Furcht vor den Beschlüssen von Karlsbad bewog die Stände dennoch zur Annahme des königlichen Entwurfes.

Wenn Lindner von dem ersten ordentlichen Landtage rühmt, daß er „vom Geiste der Ruhe, Würde und Besonnenheit“ (183) beseelt gewesen sei, so macht er aus der Noth eine Tugend. Nach dem erbitterten Kampfe war eine allgemeine Ermüdung und Erschlaffung eingetreten, die einer Opposition wenig Aussicht auf Erfolg bieten konnte³⁾.

In der innern Verwaltung Württembergs war kaum etwas von der freisinnigen Haltung zu spüren, um derentwegen der König Wilhelm von der gesammten liberalen Presse gefeiert wurde. Fünf Tage nachdem der König die Verfassung beschworen und in derselben volle Pressfreiheit garantirt hatte, erfolgte die Einführung der Censur auf Grund der Karlsbader Beschlüsse⁴⁾; dieselbe wurde sogar noch „schärfer gehandhabt, als die Beschlüsse nothwendig machten“⁵⁾. Nach wie vor blieb im Lande ein büreaukratisches System bestehen, das den Landtag nicht zu wirklicher Bedeutung gelangen ließ. Die aufrichtigen Bemühungen des Königs um die Hebung des materiellen Wohlstandes ließen der Bevölkerung jedoch den Mangel politischen

1) J. L. Klüber. Oeffentliches Recht, S. 141, § 128.

2) C. B. Fricke und Th. v. Geßler. Geschichte der Verfassung Württembergs (Stuttgart 1869), bes. S. 194—216 und 220—239. Eine klare und übersichtliche Darstellung namentlich des Verfassungsstreites; im Ganzen mehr den Ständen als der Regierung günstig.

3) Gervinus VII, 245 fg.

4) Gervinus II, 664.

5) Ibid. und Wimpfingerode S. 67. „So muthete der König seinem Minister des Auswärtigen eine Anwendung der Censur auf Besprechung innerer Angelegenheiten zu.“

Lebens garnicht zum Bewußtsein kommen. „Die anfangs hochgehenden Wellen sind im Einklange mit der allgemeinen Rückströmung beschwichtigt worden“¹⁾. „In seinem Lande, vielleicht auch im übrigen Deutschland den Ruf der Liberalität zu erhalten, und mit demselben zugleich sich die möglichste Uneingeschränktheit — sowohl gegen seine Stände, als gegen die großen Mächte zu verschaffen“²⁾, das war die Politik des Königs Wilhelm. In Baiern, auf dessen Initiative, wie wir erfahren haben, der Karlsbader Kongreß zurückgeführt werden muß, vermochte die Regierung „hinter dem Schattenbilde der ständischen Ordnung kaum den Schein des Despotismus zu verbergen“³⁾.

Nur wenige Jahre und auch für Süddeutschland kam eine Zeit der Reaktion⁴⁾, von der Paul Pfizer sagen durfte: „Man sieht die Einheit gegen die Freiheit, die Freiheit gegen die Einheit und die Vielheit gegen Beide kämpfen“⁵⁾.

Es liegt uns fern, Lindner in vollem Umfange für alles Irrige im Manuscript, was Darstellung und Auffassung der Zeitverhältnisse betrifft, verantwortlich zu machen. Vieles von dem, was wir gegen seine Deduktionen angeführt haben, beruht auf Untersuchungen aus weit späterer Zeit. Sollte aber hier nachgewiesen werden, daß das Fundament, auf dem er seinen Neubau aufführt, auf unsicherem Grunde ruht, so mußte eine Berücksichtigung der Resultate stattfinden, die inzwischen von der historischen Forschung gewonnen sind.

Von einer bona fides Lindner's in vollem Sinne kann natürlich nicht die Rede sein. Eine unbefangene Beurtheilung der Zeitlage war schon deswegen undenkbar, weil Lindner sein Werk auf Initiative des Königs geschrieben hatte. Ueber die wahre Gesinnung desselben wird er mehr gewußt haben, als die meisten seiner Zeitgenossen. Wenn er im Auftrage des Königs jene Fehde mit Keßler⁶⁾ hatte führen müssen, so konnte schon dieses ihn hinlänglich darüber

1) David Friedrich Strauß, Kleine Schriften, N. F. (Berlin 1866), S. 292.

2) Beech, Aftenstücke, S. 29.

3) Gervinus II, 607.

4) Ibid. VII, 147 fg.

5) Oeffentliches Recht, S. 316.

6) Siehe oben S. 565 (d. Balt. Mont.).

auffklären, welche Stellung der König zu den unabhängigen Liberalen einnahm. — —

Die vergleichende Charakteristik der Nord- und Süddeutschen, mit denen das Manuscript seine positiven Vorschläge einleitet, ist ganz und gar tendenziös gehalten. „Sie ist für die Leser berechnet, welche mehr mit Gefühlen, als mit klaren Begriffen und Gründen zu leiten sind“¹⁾.

Wenn der Verfasser behauptet, daß die Norddeutschen im Kriege nur als „Freibeuter und Husaren“ zu verwenden seien (S. 205), so läßt er es völlig unerklärt, wie trotzdem die großen Siege von 1813—15 gewonnen werden konnten; wenn er die Anhänglichkeit der süddeutschen Stämme im Gegensatz zu dem abenteuerlichen und unstillen Sinne der Norddeutschen hervorhebt, so vergißt er ganz, daß gerade Süddeutschland das größte Kontingent zu den Auswanderungen nach Amerika und Rußland gestellt hat²⁾; wenn er ferner anführt, daß „Berlin die geschicktesten Schneider, Augsburg die besten Silberarbeiter erziehe“ (S. 205), so widerspricht er geradezu seiner eigenen Behauptung, daß Alles, was auf Schein berechnet sei, von dem Nordländer besser geliefert werde.

Dem Süddeutschen werden überhaupt alle Vorzüge nachgerühmt; dem Norddeutschen alle Untugenden zur Last gelegt. Diese ganze Schilderung wirft ein eigenthümliches Licht auf Lindner's Aufrichtigkeit, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er mit dem norddeutschen Leben aus eigener Erfahrung bekannt sein mußte.

Wenden wir uns zu seinem System selbst.

Wie wir wissen, beschränkt sich das „reine Deutschland“ des Verfassers etwa auf ein Drittel des deutschen Bundes. „Auf die Idee eines einheitlichen Deutschlands“ wird also von vornherein „mit naivem Realismus verzichtet“³⁾. Daß die Sprache und Litteratur ein Band bilde, das die deutschen Stämme trotz ihrer politischen Zerrissenheit mit einander verknüpfe, ist für den Verfasser ohne Bedeutung⁴⁾; ein Gemeinsames der Sitte stellt er sogar, wie wir

¹⁾ Literarisches Wochenblatt 1820 (Leipzig, Brockhaus) v. 17 Novbr.

²⁾ Im Jahre 1817 waren allein aus Württemberg 16000 Mann ausgewandert. (Gervinus II, 622.) Die deutschen Colonisten im südlichen Rußland stammen fast durchgängig aus Württemberg.

³⁾ Klüpfel, Einheitsbestrebungen I, S. 7.

⁴⁾ Manuscript: S. 195, „Die Sprache entscheidet hier nicht.“

gesehen haben, strift in Abrede. Mit Recht durfte daher ein zeitgenössischer Beurtheiler dem Manuscripte die Frage entgegenhalten: „Besteht denn Italien nur aus dem, was von Sardinien, der Lombardei, dem Kirchenstaate und Neapel übrig bleibt“¹⁾?

Preußen wird von dem Verfasser als „europäischer Staat“ aus den Grenzen des reinen Deutschlands verwiesen. Daß das nicht-deutsche Element nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilde, der in politischer Beziehung nicht in's Gewicht fallen könne, wird ganz übersehen. Der Umstand, daß auch Posen zur preußischen Monarchie gehört, genügt ihm zur Behauptung, daß Preußen „eben so wenig als Elsaß“ (S. 152) zu Deutschland zu rechnen sei.

So erweisen sich denn gleich die ersten Prämissen als willkürlich. Eine maßlose Subjektivität kennzeichnet überhaupt das ganze System; aus jeder Zeile spricht Mißachtung des historisch Gewordenen. Als „Konsolidierungs- und Arrondirungspolitiker“²⁾ der Napoleonischen Schule verfügt der Verfasser ganz nach Gutdünken über Länder und Bevölkerung.

In dem politischen Systeme des Verfassers finden nur Baiern und Württemberg Berücksichtigung. Zwei Gründe werden hierfür namhaft gemacht: das berechtigte Bestreben nach „Konsolidirung“ der alten „Kernstämme“ der Baiern und Allemannen und die „aufrichtige Versöhnung“ der bairischen und württembergischen Regierung mit dem „Geiste des Jahrhunderts.“ (S. 208.) Wenn es dem Verfasser wirklich Ernst mit seiner Eintheilung nach Stämmen gewesen wäre, so hätte er den dritten der oberdeutschen Stämme, die Franken, nicht vergessen sollen; auch ist es ihm entgangen, daß er sich mit diesem Vorschlage der Eintheilung nach Stämmen indirekt gegen Baiern wendet, in dessen Besitze ein Theil des altschwäbischen Landes (mit Augsburg, Lindau zc.) war.

Warum die Ertheilung von Verfassungen gerade der bairischen und württembergischen Regierung zu besonderem Verdienste angerechnet wird, ist nicht recht ersichtlich. Der Zeitfolge nach war Baiern der dritte, Württemberg erst der fünfte konstitutionelle deutsche Staat³⁾; dem innern Gehalte nach war die badische Verfassung

¹⁾ Literarisches Wochenblatt 1820 vom 17. Novbr.

²⁾ Allgemeine Zeitung 1820. Beilage 167, S. 667.

³⁾ Der erste konstitutionelle deutsche Staat war Nassau (1814); 1817 kam die Verfassung von Sachsen-Weimar zu Stande; 1818 erhielten Baiern und Baden, 1819 Württemberg Konstitutionen.

unbestritten freisinniger als die bairische und württembergische. Der Unterschied in dem Range der süddeutschen Monarchen konnte doch ihr Verdienst, Verfassungen ertheilt zu haben, weder erhöhen, noch vermindern.

Die Eintheilung nach Stämmen und das repräsentative System sind, wie wir also sehen, nur Vorwände, die dem Manuscript zur Beschönigung seines Systems herhalten müssen. Im letzten Grunde läuft sein Plan doch nur auf territoriale Vergrößerung der beiden süddeutschen Königreiche hinaus. „Der Grundsatz der Römer „divide et impera“ hat bei der Verfertigung des Manuscripts die Feder geführt.“¹⁾

Wenn der Verfasser daher bei seinen Erörterungen über die Politik Oesterreichs und Preußens die Frage aufwirft, „wo ein legitimer Grund für die Suprematie“ dieser Staaten vorhanden sei (S. 145), so können wir ihm dieselbe Frage hinsichtlich Baierns und Württembergs entgegenhalten.

Die bestehende Ordnung wird, wie wir wissen, vom Verfasser in jeder Hinsicht verurtheilt. Von seinem eigenen Systeme giebt er nur die äußersten Umrisse an. Die wichtigste Frage: welche Bedeutung der neue Bund für Europa haben sollte, wird von ihm nur kurz berührt. Nach einer tiefern Begründung, einer ausführlicheren Motivirung, wie sie etwa 10 Jahre später Paul Pfizer seinem Gedanken der preussischen Hegemonie gegeben, suchen wir vergebens.

Wir erfahren nichts darüber, wie Baiern und Württemberg das südliche Deutschland mit einander theilen sollen: ganz unklar läßt der Verfasser das Verhältniß, in welches die beiden norddeutschen „größeren Massen“ zu dem Südbunde zu treten hätten. Daß der Norden sich dem Süden unterzuordnen habe, spricht der Verfasser wenigstens nicht direkt aus.

Ueber die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung seiner Ideen entgegenstellen, geht das Manuscript einfach hinweg. Wenn der neue Bund wirklich in's Leben hätte treten sollen, so wäre die Grundbedingung — völlige Einigkeit der Theilnehmer. Daß dieses nicht der Fall war, ist dem Verfasser nur zu bekannt gewesen²⁾.

¹⁾ Aus Norddeutschland kein Manuscript (Hamburg 1821), S. 107.

²⁾ Siehe oben S. 554 (b. Balt. Mon.).

Nachdem Württemberg im Streite Baierns mit Baden für Letzteres Partei genommen, war eine Entfremdung zwischen den Höfen von München und Stuttgart eingetreten, die eine gemeinsame Politik kaum denkbar erscheinen ließ. Der Plan Montgelas, die süddeutschen Staaten zu einem selbständigen Bunde unter Baierns Leitung zu vereinigen¹⁾, war allerdings nach dessen Sturze fallen gelassen worden; doch wurde allgemein angenommen, daß Baiern nach einer bevorzugten Stellung im Bunde, etwa als Führer der Mittel- und Kleinstaaten strebe²⁾. Daß Oesterreich und Preußen nie einen Sonderbund zugeben konnten, wird vom Verfasser gar nicht berücksichtigt. So rechnet denn das Manuscript durchweg mit Faktoren, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren. Ueber die Folgen, die aus der Entwicklung seines Systems erwachsen, giebt sich der Verfasser ganz unberechtigten Hoffnungen hin. Sein System führt nicht, wie er annimmt, zu einer Vereinigung des Getrennten, sondern nur zu einer noch größeren Trennung. Die Zersplitterung Deutschlands hätte nur zunehmen müssen, wenn neben den beiden süddeutschen Königreichen zwei größere Massen im Norden entstanden wären. Eine Verstärkung der centrifugalen Kräfte durch fernere Mediatisirungen, wie das Manuscript solche in Vorschlag bringt, wäre gleichbedeutend mit einer Verzichtleistung auf alle nationale Einheit gewesen³⁾. Eine Einheit ist denkbar, falls ein mächtiger Staat die Führung der übrigen kleineren übernehmen wollte; bei dem Nebeneinanderbestehen „größerer Massen“ ist ein gemeinsames Vorgehen ganz unmöglich. Und hätte dennoch ein Mal eine Uebereinstimmung ihrer Politik stattgefunden, so wäre das eben nur ein glückliches Zusammentreffen gewesen, ein Zufall, mit dem eine gesunde Politik gar nicht rechnen durfte. Ueber kurz oder lang hätte sich hier in kleinerem Maßstabe der Antagonismus von Oesterreich und Preußen wiederholen müssen.

Die Frage, wie aus dem Bunde zweier Staaten von sekundärer Bedeutung ein mächtiges und achtungsgebietendes Staatswesen

1) Siehe oben S. 570 (d. Balt. Mon.).

2) Wingingerode S. 44.

3) Vgl. die Aeußerung des Freiherrn v. Stein über „Konsolidationen“. Saeuffer II, 488.

entstehen könne, wird im Manuscript nicht weiter erörtert. Die Bedeutung der realen Macht im politischen Leben der Völker wird von ihm völlig unterschätzt. Es berührt daher eigenthümlich, wenn das Manuscript mehrfach von einem starken Deutschland spricht, einem Gebiete von etwa 7—8 Millionen Einwohnern. Wir hätten dann ein Binnenland ohne bedeutenden Handel, dem die Nachbarstaaten jederzeit Ausfuhr und Einfuhr durch erhöhten Zoll abschneiden könnten¹⁾. Ein solcher Staat hätte seine Selbständigkeit nur durch die Eifersucht der großen Mächte erhalten und daher nie von politischem Einfluß sein können. Weit entfernt davon, das Gleichgewicht Europas herzustellen, hätte dieses „reine Deutschland“ vielmehr ein ewiges Streitobject zwischen den Nachbarstaaten gebildet. Wenn Oesterreich und Preußen das Zustandekommen eines süddeutschen Bundes, wie es in ihrem Interesse lag, nicht gestatten wollten, so wäre dem „reinen Deutschland“ nichts übrig geblieben, als an die Hilfe seines Nachbarstaates — Frankreichs — zu appelliren, da die Mittel zu einer Selbstvertheidigung nicht vorhanden waren. Im Grunde genommen wäre also nichts weiter erreicht worden, als ein neuer Rheinbund, nur mit dem Unterschiede, daß der neue Bund nicht auf absoluter Willkür der Regenten, sondern auf repräsentativer Verfassungsform beruht hätte.

So sehen wir denn, daß das System des Manuscripts sich nach allen Seiten hin als unhaltbar erweist. Selbst der deutsche Bund mit seinem Dualismus bot — wenigstens nach außen hin — mehr Garantien für die Sicherheit Deutschlands.

Die Ereignisse der Folgezeit haben denn auch die volle Unzulänglichkeit dieser politischen Kombination dargethan.

Wohl gelang es den Bemühungen Wangenheim's, einen Theil der Bundestagsgesandten für seine Idee des „reinen Deutschlands“ zu gewinnen. Als die Zollkonferenzen in Darmstadt begannen²⁾, glaubte man in Berlin, daß thatsächlich ein Sonderbund im Entstehen begriffen sei³⁾. Doch nur allzu bald traten unvereinbare Gegensätze hinsichtlich der Interessen der einzelnen beteiligten Staaten

¹⁾ Wit, Fragmente I, 287.

²⁾ Siehe oben S. 573 und 574 (d. Balt. Mon.).

³⁾ Warnhagen, Blätter zur preuß. Geschichte, I, 222.

zu Tage, die positiven Resultate waren geringwerthig¹⁾. Durch die zwanziger Jahre gingen endlose Verhandlungen von Staat zu Staat. Nach langem Schwanken sahen sich die beiden süddeutschen Königreiche, die noch kurz vorher einen Separat Handelsvertrag unter einander abgeschlossen hatten, dennoch zum Anschluß an Preußen genöthigt. (Mai 1829)²⁾. In der Folge traten fast sämmtliche deutsche Staaten wegen der Zollfrage in Unterhandlungen mit Preußen und schon 1836 umfaßte das Gebiet des „deutschen Zollvereins“ 8250 □ M.³⁾.

Auf militärischem Gebiete⁴⁾ hat Wangenheim einige Erfolge erzielt. Wie wir wissen, hatte er auf eine Vereinigung der Streitkräfte des „reinen Deutschlands“ in 3 „gemischten Korps“ gedrungen. Im April 1821 wurde endlich nach dreijährigen Verhandlungen eine Bundeskriegsverfassung vereinbart: Preußen und Oesterreich sollten je drei Armeekorps als Bundeskontingent stellen; aus der Truppenmacht der übrigen Staaten wurden 4 Korps gebildet (ein bairisches, ein süddeutsches und zwei norddeutsche).

An eine einheitliche Leitung war bei den beständigen Rangstreitigkeiten unter den einzelnen kleinen Bundesstaaten garnicht zu denken. Die ganze Hinfälligkeit der Bundeskriegsverfassung wurde aber erst im Mainfeldzug von 1866 offenbar.

Auch in der kirchlichen Frage erzielte Wangenheim ein gewisses Resultat. Es kam zur Gründung einer oberrheinischen Kirchenprovinz; zum Sitze des Erzbischofs wurde Freiburg in der Breisgau bestimmt⁵⁾. Freilich der Gedanke einer deutschen Nationalkirche, den Wangenheim als Zielpunkt der Bestrebungen hingestellt hatte⁶⁾, war nicht entfernt verwirklicht worden.

¹⁾ Allgem. Polit. Annalen (Stuttg. und Tübingen), Bd. 11, Heft 4 (1823) und Bd. 14, Heft 2 (1824). „Geschichte der Verhandlungen des Handlungscongresses von Darmstadt“.

²⁾ Gerwinus VII, 341—348.

³⁾ Klüpfel, Einheitsbestrebungen I, 18.

⁴⁾ Siehe oben S. 572—573. Bezüglich aller dieser Verhandlungen vgl. den Aufsatz über Wangenheim von Treitschke in den „Historischen und politischen Aufsätzen“

⁵⁾ L. Goltzer, Der Staat und die katholische Kirche in Württemberg (Stuttgart 1874), S. 50—56.

⁶⁾ Ibid. S. 51.

Wangenheim, auf dessen Anregung alle diese Tendenzen zurückzuführen sind, wurde schon 1823 durch österreichische Machinationen genöthigt, seine Wirksamkeit aufzugeben¹⁾; mit ihm brach das System zusammen. Wohl versuchte König Wilhelm von Württemberg noch eine Zeit lang sich unabhängig zu erhalten; doch schon 1824 mußte er sich dem Wiener Kabinet unterwerfen. Seine Triasbestrebungen waren gescheitert²⁾. —

König Wilhelm ist, wie wir wissen, als der eigentliche Urheber des „Manuscripts“ zu betrachten. Die Bedeutung Lindner's sinkt in Folge dessen beträchtlich herab; die politische Bedeutung des Manuscripts steigt dagegen, insofern als die Schrift nicht sowohl die Privatmeinung eines geistreichen Publicisten, als das politische System der württembergischen Regierung in jenen Jahren enthält.

Friedrich von Genz datirt eine Periode der deutschen Bundesgeschichte: die Periode des Partikularismus, der Sonderbundsgelüste, nach dem Manuscript³⁾.

Das Manuscript ist „der erste politische Katechismus des auf rheinbündlerischer Tradition und streng protektionistischen Grundsätzen fußenden süddeutschen Partikularismus“⁴⁾; in ihm finden wir zuerst die „Idee eines, aus den konstitutionellen Mittelstaaten gebildeten, Kleindeutschlands“⁵⁾ offen ausgesprochen. Wenn indessen ein neuerer Publicist⁶⁾ das Manuscript als eine Schrift bezeichnet, „die durch Jahrzehnte der partikularistischen Presse Süddeutschlands zum Arsenal gedient“ habe, so scheint uns das doch etwas zu viel gesagt. Eine Berufung auf das Manuscript mußte schon deswegen bedenklich erscheinen, weil damit zugleich eine Hinneigung zu der Rheinbunds-

¹⁾ Siehe darüber Winkingerode a. a. D. 75—97

²⁾ Ueber Triasbestrebungen während der 50er und 60er Jahre handelt vielfach Ferd. Friedr. Graf Beust: Aus dreiviertel Jahrhunderten, Erinnerungen und Aufzeichnungen. (2 Bde., Stuttgart 1887). — Siehe bes. I, S. 183, 336—337, 342; II, S. 23, 31—32. In Beust's Politik spielt die Triasidee eine bedeutende Rolle.

³⁾ Friedrich v. Genz. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Wilberich Weid. Bd. V (Stuttgart und Leipzig 1838) S. 228 und 229.

⁴⁾ Allgemeine Deutsche Biographie, XVIII, S. 704.

⁵⁾ Klüppel, Einheitsbestrebungen I, 6 fg.

⁶⁾ Julius Eckardt in der Allgemeinen Deutschen Biographie, XVIII, S. 704.

politik ausgesprochen wurde; daß das Manuscript namentlich in Süd- deutschland nicht so bald vergessen wurde, ist übrigens nicht zu bezweifeln¹⁾. In wie weit es in der Folgezeit auf gewisse Kreise eingewirkt hat, entzieht sich unserer Kenntniß.

Von den Triasgedanken Wangenheim's unterscheidet sich das System des Manuscripts nicht unwesentlich. Während im Manuscript nur Baiern und Württemberg berücksichtigt werden, glaubte Wangenheim „für das Fortbestehen sämmtlicher hergebrachter Fürstenthümer die Geschichte des deutschen Volkes auf seiner Seite zu haben“²⁾.

Die Bestimmungen der Bundesakte, die vom Manuscript als widersinnig bezeichnet werden, galten Wangenheim als das Höchste. Für die Rheinbundspolitik endlich empfand er nicht die mindeste Sympathie³⁾.

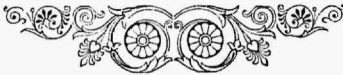
Der Grundfehler aller dieser Triasbestrebungen früherer und späterer Zeit — das muß nochmals betont werden — war die ungenügende Berücksichtigung der wirklichen Machtverhältnisse, die Illusion, als könne aus dem Bunde politisch ohnmächtiger Staaten ein kräftiges Staatswesen entstehen.

1) Cfr. Paul Pfizer, Briefwechsel S. 248.

2) Eilers, Wanderungen V, 189 fg.

3) Eilers, Wanderungen V, 157.

(Schluß folgt.)





Der deutsche Roland.

~~~~~

**E**s steht ein Roland stolz in deutschen Landen —  
Des Rechts, der Macht, des Geistes heilig Zeichen,  
Um den des Tages Wogen zornig branden,

Des „öden Tag's“ der schwächernden Gemeinheit,  
Da Waare, Münze mehr als „Mensch“ bedeuten,  
Der Größe ängstlich widerstrebt die Kleinheit,

Da im Gewimmel selbstischer Parteien  
Das ein'ge Deutschthum wird zerstückt, zerfetzt,  
Ein hehrer Dom, den Buben frech entweihen.

\* \* \*

Einst stand der Roland frei im Sonnenlichte  
Und donnerte nach West und Ost sein Machtwort,  
Hob seine Hand — und lenkte die Geschichte.

Zu Füßen ihm als grauer Schaum versprühten  
Die Tageswogen, und ihr wildes Brüllen  
Erstarb, wenn seine Augen streng erglühten.

Es war die deutsche Kraft, die deutsche Treue,  
Was diesen Ritter ohne Furcht und Tadel  
Im Kampf beschirmte, welcher stets auf's Neue

Von außen und von innen gegenstürmte, —  
In Kriegeswettern, Parlamentsgeplänkel  
Neid, Haß und Selbstsucht ihm entgegenthürmte.

Er aber stand — und Deutschlands Größe maßen  
An seiner Höh' die neiderfüllten Feinde,  
Die nimmer seines Zorns Gewalt vergaßen.

Er stand — und neigt' sein Nackenhaupt nur Einem,  
An den ihn deutsche Rittertreue band,  
Wie sie nur eignet Edlen, Ungemeinen —:

In Sonnenhöhen sah er freudig kreisen  
Den Kaiserlichen Hohenzollernaar,  
Bereit, mit Millionen ihn zu preisen. —

\*            \*            \*

Nicht also steht er, wie vor wen'gen Jahren,  
Mehr in Alld Deutschlands Kaiserstadt, gewappnet  
Als Warner und als Wächter vor Gefahren:

Auf Feld und Au, in Waldeseinsamkeiten  
Ruhet aus der greise Held von seinen Thaten,  
Indeß sein Ruhm durchbraust der Erde Weiten.

Mit der Natur, aus deren Mutterstchoofse  
Einst stieg der kraftgewalt'ge Herrenmensch,  
Pfllegt sinn'ge Zwiesprach wiederum der Große.

Was liegt daran, daß immer noch die Kleinen  
Den ew'gen Ruhm zu schmälern ihm versuchen,  
Undeutschen Wiz ihm widmen die Gemeinen!

Was liegt daran, wenn deutschen Reichstags Mehrheit,  
Den Deutsehesten verkennend, selbst sich schändet  
Und prozig prahlt mit ihrer eignen Leerheit!

Sein Kaiser bleibt ihm treu — sammt allen Edeln  
Ob im Palast sie, ob im Dorf geboren,  
Sammt Allen, die nicht prahlen, heucheln, wedeln!

Und aus Millionen starker Männerkehlen  
 Und von Millionen zarter Frauenlippen  
 Klingt sich der Feiergruß getreuster Seelen:

„Dem Helden Heil, der unser Reich errichtet,  
 Dem Weisen Heil, der treulich es beschirmt,  
 Mit strengem Worte jeden Streit geschlichtet!

„Dem Achtzigjäh'gen ehrfurchtsvoll entblößen  
 Sich unsre Häupter; — die Ihr anders handelt,  
 Seid Deutschland feind und seinen Geistesgrößen!

„Du aber segne uns, daß so wir leben,  
 Wie du gelebt, o Roland-Patriarch,  
 Aus ganzer Kraft nach höchstem Ziele streben!“

B. v. U.

Berlin, Ende März 1895.





## Politische Korrespondenz\*).

Die großen Jubeltage **Deutschlands** sind nun vorüber, die Erinnerungen versinken allmählich und die Gegenwart herrscht wieder mit all ihren strengen Anforderungen, mit all ihren Sorgen um die Zukunft. Fünzig Jahre, sagte vor bald 25 Jahren der alte Moltke, würden vorübergehn müssen, ehe wir hoffen dürften, unserer Eroberungen und Erfolge von 1870 uns in Ruhe zu erfreuen. Die Hälfte dieser Frist ist verstrichen und der Alte hat bisher recht behalten: noch stehen wir in voller Rüstung da, täglich gewärtig, daß ein Funke in das Pariser Pulverfaß falle und uns über Nacht hinaustreibe zur Vertheidigung gegen gallischen Ehrgeiz. Nun, wir sind vorläufig stark genug, um den möglichen Kampf mit Ruhe, wenn auch mit Widerwillen, aufnehmen zu können. Kein Krieg vermöchte die Einheit, die Festigkeit des Reiches zu erschüttern, noch auch den damals zurückgewonnenen deutschen Landen anders gefährlich zu werden, als irgend einem der alten deutschen Staaten. Elsaß und Lothringen sind deutsch nicht bloß nach dem Recht, sondern auch nach dem inneren Wesen, und das Gallische, was sich noch vorfindet in ihnen, welkt dahin von einem Tage zum andern. Eben noch hatte ich Gelegenheit, dort oben, in Straßburg, persönlich einen flüchtigen Blick zu werfen auf diese Reichslande, diese Perle in deutschen Gauen. „Dieses Land ist ja ein Paradies“ — sagte mir der Statthalter, dessen schwäbische Heimath doch auch nicht eben unwirthliche Dede ist. Und wer mit dem Auge des Landmannes die Gefilde in der linken Rheinebene, die Waldungen des Wasgau betrachtet, wer das Leben in den industriellen Städten sieht, der empfängt leicht den Eindruck, als ob hier Alles von selbst den Leuten in den Mund und die Tasche wüchse.

<sup>1)</sup> Auf Wunsch des bisherigen Verfassers der „Polit. Corresp.“ bemerken wir, daß dieselben vom Septemberheft an aus einer andern Feder stammen.

So wächst denn der Wohlstand auch in der That empor unter der sehr aufmerksam-wohlwollenden deutschen Regierung, wie wohl auch hier wie überall der durch den Wettbewerb erzeugte Preisdruck sich geltend macht. Ein Bild davon bot mir die von Elfaß-Lothringen, Baden, Baiern beschickte Ausstellung zu Straßburg, Landwirtschaft und Industrie umfassend und höchst geschmackvoll in dem nahen Stadtpark untergebracht. Ein anderes Bild bot mir die feierliche Auffahrt von etwa 60 Erntewagen, voll von Landmädchen und Dorfschulzen, jede Gemeinde in ihrer Tracht, die Burschen zu Ross, die Wagen blumengeschmückt; von jedem Wagen stieg eine oder zwei Personen herab, dem Statthalter mit einer Anrede einen Blumenstrauß oder Honigtopf zu überreichen, und so sah ich dieses Völkchen an mir vorüberziehen, so deutsch als nur möglich. Hier vernahm man nur auf den Sitzen der zuschauenden oberen Klassen ein französisches Wort, das Volk da drunten wußte nur deutsch zu reden, eben so wie in dem Bierhaus, welches man Abends etwa auffucht, oder in dem Dorfe draußen im Lande. Zwei Stunden später freilich, auf dem Rennplatz, wo Rennen für Bauerpferde veranstaltet waren und ich nur obere Klassen um mich sah, da herrschte das Französisch vor. Die Leute verstehen alle Deutsch, erklärte mir der Statthalter, aber nur elsasser Deutsch, und die Bildungssprache ist für sie die französische. Ohne äußeren Zwang, aber durch die Nöthigung des täglichen Lebens und des persönlichen Interesses, daneben auch durch vorzügliche deutsche Schulen verdrängt das Hochdeutsche die Gallische Konkurrenzsprache auch in den widerstrebenden höheren Klassen. Und man darf hinzufügen, eine Konkurrentin, welche in ihrer unübertroffenen Schönheit für den geselligen Verkehr gewaltige Waffen der Vertheidigung besitzt. Die Ueberlegenheit der französischen über jede andere unserer Sprachen ist meiner Meinung nach auf dem geselligen Gebiet so groß, daß wenn sie einmal Umgangssprache war, Niemand freiwillig von ihr lassen wird. Wenn man das Alles im Zusammenhang mit der französischen Herkunft oder Versippung Vieler, mit den großen geschäftlichen Beziehungen nach Frankreich hin, mit der trotz Allem auch noch vorkommenden politischen Neigung zur Republik, in Erwägung zieht, so wird man sich nur wundern können, wie schnell dieses Land wieder mit dem alten Mutterlande zu verwachsen im Begriff ist. Das System Mannteuffel hat den Proceß freilich wenig gefördert; wobei man indessen nicht außer Acht lassen darf, daß es in die erste Zeit nach der Trennung von Frankreich fiel und ihm noch die lindernde Macht der langsamen Entwöhnung, die Erfahrung der in einer wohlwollenden und musterhaft gewissenhaften Regierung liegenden Wohlthat nicht zu Gute kam. Die beiden Fürsten Hohenlohe besitzen grade diejenigen Eigenschaften, welche dem Preußen meist abgehen: die Geschmeidigkeit und die Bornehmheit, mit welchen französisch gesittete Leute am ehesten zu sympathisiren vermögen, und so hat sich denn auch, wie mir scheint, der jetzige Statthalter bereits auf seinen fortdauernden Reisen im Lande einen sicheren



Boden der Anerkennung errungen, der ihm gestattet, ohne jede Gewaltſamkeit die Ziele zu verfolgen, welche nun einmal klar vorgezeichnet ſind: dem Volk das Verwachen mit Deutschland auf jede Weiſe zu erleichtern. Wie ſchnell ſich dieſes Verwachen vollzieht, davon bieten Meß und Lothringen Beweiſe. Nach eigener Ausſage des Statthalters bilden ſogar die lothringiſchen Franzoſen das zuverläſſigſte, ruhigſte, der Regierung bequemſte Element in den Reichslanden. Freilich zeichnet ſich gerade dieſe franzöſiſche Bevölkerung durch einen Mangel an Schulbildung, durch Rohheit, ſelbſt Armuth im Vergleich zu den deutſchen Bauern des Elſaß aus, die man nur in wenigen Gegenden Kurlands und Livlands wiederfinden würde. Meß ſelbſt ändert ſeinen nationalen Charakter zum Erſtaunen ſchnell. Nach der Kapitulation von 1870 ſank die Bevölkerung von Meß durch Auswanderung von 48,000 auf 33,000 Köpfe; da hier aber die deutſche Einwanderung mitgerechnet iſt, ſo kann nur etwa die Hälfte der alten Bevölkerung nachgeblieben ſein. Am 1. Oktober 1894 wurden, das Militär abgerechnet, 47,311 Köpfe gezählt, davon aus Deutschland ſtammend rund 25,000. Trotz der Hinderung, welche ſich aus dem Charakter der Feſtung ergibt, ſetzt ſich die Zuwanderung aus Deutschland auch jetzt fort und ſinkt der Procentſatz der Alt-Eingeborenen. Unter dieſen Umſtänden und Angeſichts des franzöſiſchen Chauvinismus war es von erheblicher Bedeutung, als der Pariſer „Matin“ gleich nach den Tagen, da man hier die großen Siege von Meß feierte, die Welt mit der Veröffentlichung von Meinungsäußerungen dreier in Elſaß-Lothringen hervorragender Männer überaſchte. Dieſe Männer waren der Abbé Guerber, der Herr Petri und der reichsländiſche Miniſter Baron Zorn von Bulach, und der Grundton in den Erklärungen aller der drei war: eine elſaß-lothringiſche Frage exiſtirt nicht mehr. Deutschland will nichts, auch kein Sandkorn von Elſaß-Lothringen wieder herausgeben, und Frankreich hat nicht die Macht, etwas davon zu nehmen; das Reichsland iſt deutſch, und will deutſch bleiben — das war die Bombe, welche am 19. Auguſt auf dem Pariſer Boulevard-Pflaſter platzte und für einige Zeit viel Aufregung verurſachte. Natürlich folgten entrüſtete Proteſte, Herr Guerber ward für verrückt erklärt, Elſaß-Lothringen für treu franzöſiſch geſinnt u. ſ. w. Aber man fühlte doch, daß im Grunde nur die Wahrheit war geſagt worden von jenen Männern, und ſo begann man denn wieder, wie ſo oft ſchon, das alte Lärmen und Säbelraſſeln, welches bis heute noch fortdauert. Leider trotz Allem auch heute noch nicht ohne Erfolg, denn die ſeit Jahren nervös gewordene Böbelmenge glaubt ja an das Unmögliche, wenn es ihr täglich vortrompetet wird, ſelbſt an die in verſtärkten Giftdoſen aufgetragenen Märchen der letzten Wochen, in denen Schauergeschichten von 1870, wie aus den Zeiten von Hunnen- oder Albigenserkämpfen, nicht zu viel waren für die Pariſer Glaubensſtärke. Und ſolche Erregung der Maſſen iſt in Gallien nie ganz gefahrlos, noch geſchürt durch die eben ſtattgehabten großen Manöver an der Oſtgrenze und durch den biſher noch nicht glücklichen Gang des

Krieges auf Madagaskar. Dort ist zwar die Einnahme der Hauptstadt jetzt in baldige Aussicht gestellt worden, aber — es ist eben bisher nur ein Versprechen, und inzwischen verbreiten sich die Nachrichten über die schlechte Leitung und Vorbereitung des Unternehmens im Lande, nicht gerade zum Vortheil der Regierung.

In den Festjubel des Sedantages tönten scharf und schrill die Worte hinein, welche Kaiser Wilhelm auf dem Parademahl am 2. September seinen Garden zurief.

„In die hohe, große Festesfreude, so lauteten die Worte, schlägt ein Ton hinein, der wahrlich nicht dazu gehört; eine Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen, wagt es, das deutsche Volk zu schmähen, wagt es, die uns geheiligte Person des allverehrten vereinigten Kaisers in den Staub zu ziehen. Möge das gesammte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun dann rufe ich Sie, um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen.“

Es waren kräftige, muthige Worte! Allein es waren doch eben nur Worte, und man hat nicht vergessen, wie der Kaiser vor Jahren in einer Rede meinte, man möge die Socialdemokratie getrost ihm überlassen, er werde wissen mit ihr fertig zu werden; und wie er dann vor gerade einem Jahre in Königsberg die Stände aufrief, sich um ihn zu schaaren zum Kampf wider diese „Rotte von Menschen“. Und doch steht diese Rotte bisher unerschüttert da und scheint auch heute noch zu wachsen, nicht zu weichen. In England hat die Socialdemokratie bei den jüngsten Unterhauswahlen eine Niederlage erlitten, in Frankreich bei den Generalraths-Wahlen. Hier wie dort ist kaum Einer dieser Partei gewählt worden, was besonders für England von Bedeutung ist; man darf auf einen Rückgang des Ansehens der Partei im englischen Volk schließen. Die Generalräthe und Arrondissements in Frankreich entbehren der politischen Bedeutung, welche den Socialisten einen Einfluß auf diese Körperschaften könnte wünschenswerth machen. Die Wahlen für die Kommunen und die Kammer der Deputirten sind die wichtigeren Tummelplätze der Parteien. Indessen ist die Stellung der Socialdemokratie doch auch in Frankreich lange nicht von der Bedeutung, welcher sich die „Genossen“ in Deutschland rühmen. Diese werden sich hüten, dem Kaiser und seinen Garden einen Anlaß zur Ausführung der kaiserlichen Drohungen zu geben. Aber die Agitation wird fortgesetzt werden und bei der Freiheit derselben Erfolge haben, weil die Unzufriedenheit in den unteren und auch den mittleren Volksschichten wächst. Ich glaube, daß die Erfahrungen nur zu bald die Frage nach einem neuen Socialistengesetz wieder werden aufleben lassen.

In **Italien** hat die drohende Kündigung des tunesisch-italienischen Handelsvertrages von Seiten Frankreichs als tunesischer Protektormacht Aufregung verursacht. Italien hat bedeutende Handelsinteressen

in Tunis zu vertreten und will sich weder seine Tarife noch seinen konsularischen Gerichtsstand dort rauben lassen. Es hofft auf englische Hülfe in dem Streit und könnte auf dieselbe sehr wohl rechnen, wenn England freie Hand hätte.

Indessen ist **England** nur all zu sehr von anderen Sorgen in Anspruch genommen. Lord Salisbury hat in der armenischen Angelegenheit erfahren, daß Rußland und Frankreich nicht gesonnen sind, sich seiner Führung anzuvertrauen; er steht den französischen Ansprüchen am Mekong in Hinterindien, den russischen in Korea und China gegenüber, und steht allein. Der Dreibund, Deutschland wollen nicht in Bahnen sich hineinziehen lassen, die auf Irrwege wie zu den Zeiten eines Lord Feuerbrand führen könnten. So scheint er die Dinge sich erst deutlicher entwickeln zu lassen, ehe er zu bestimmten Maasregeln schreitet.

Auf der **Balkanhalbinsel** stocken die Dinge gleichfalls. Die Pforte schleppt nach uralter Tradition die armenische Reformfrage so lange hin, als die drei Mächte, welche sich der Sache angenommen haben, es irgend gestatten wollen. Ob eine Kontrollkommission eingesetzt werden soll, ob darin europäische Vertreter Platz finden sollen, ob — wie es heute scheint — sie nur aus türkischen Gliedern bestehen, aber unter die Aufsicht der fremden Missionen gestellt werden soll; welche Garantien den Kommunen in Armenien gewährt werden sollen — über das Alles wird wohl verhandelt, aber von Seite der Pforte mit äußerstem Widerstreben, von Seiten der drei Mächte mit großer Uneinigkeit.

In Bulgarien taumelt man weiter, ohne zu wissen, wo man anlangen wird. Fürst Ferdinand will wohl eine Ausöhnung mit Rußland, aber ohne große Opfer, am wenigsten um den Preis einer Abdankung und eventuellen Neuwahl. Das dünkt ihm eine zu gewagte Behandlung der Sache. Neuerster Falles, von innen und außen in die Enge getrieben, dürfte er zur Erklärung der Unabhängigkeit und Proklamirung des Königthums greifen, wodurch er dann wenigstens im Innern seine Stellung zu stärken hofft. Es wird in diesem Falle von Bedeutung sein, welche Männer dann in Oesterreich die Politik leiten.

Vorläufig befindet man sich in **Wien** in einem langsamen Gährungsprozeß. Graf Goluchowski entpuppt sich allmählich als magyarischer Parteigänger. Man sagt sogar, er führe kein Gespräch über Staatsangelegenheiten ohne im Beisein eines magyarischen Beamten seines eigenen Ministeriums. Polenthum und Magyarenthum haben sich stets gern die Hand gereicht gegenüber den andern Nationalitäten des Donaureiches. Nun wird demnächst ein dritter Pole in die Wiener Regierung treten, Graf Badeni, Statthalter von Galizien. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Wiener Blätter, welche weder magyarisch, noch polnisch, noch jüdisch sind — und freilich sind ihrer nicht gar viele, — anfangen, ob dieser Verpolung in den Ministerien sorgenvoll zu werden. Der Besuch Kaiser Franz Joseph's am Berliner Hofe, die demonstrative Herzlichkeit der deutsch-österreichischen dynastischen Beziehungen bekunden die Festig-

keit des Bundes der beiden Staaten. Indessen ist man sich doch dessen wohl bewußt, wie groß der Antheil ist, der in diesem Verhältniß der Person Kaiser Franz Joseph's gebührt. Mit Sorge schaut man auf den frankten Erben des Thrones der Lothringer hin, der weder körperlich, noch in Charakter die Gewähr bietet dafür, daß dieses in sich zerrissene Reich lange den steten und immer erbitterter werdenden Kämpfen der Völker ausreichenden Halt werde bieten können. Der Antritt des kommenden Ministerpräsidenten scheint bereits wieder erkaufte werden zu müssen durch neue Koncessionen an Ungarn. Wird der Pole im Stande sein, den neidischen Uebermuth von Polen und Tschechen in Schranken zu halten?

Berlin, 4./16. September 1895.



# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

~~~~~  
Oktober 1893.
~~~~~

Inhalt: Graf Nikolai Rehbinder. Ein baltisches Dichterbild.  
Ein livländisches politisches Lied aus dem Jahre  
1556. Mitgetheilt von Dr. A. Bergengrün.  
Kunstbriefe. I. Von J. Norden.  
Litterarische Umschau.

~~~~~  
Nachdruck verboten.



Für die „Beilage der Baltischen Monatschrift“, die fortan regelmäßig erscheinen wird, werden Beiträge belletristischen Inhalts nur nach vorgängiger Anfrage unter Beifügung des Rückporto's erbeten.

Verein der Bücherfreunde

Wir liefern unsern Mitgliedern jährlich

8 deutsche Originalwerke

(keine Übersetzungen) Romane, Novellen und allgemeinverständl.=wissenschaftliche Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen stark.

Abonnement pro Quartal eleg. geb. Mk. 4,50, Mk. 3,75 geh

Die Zusendung erfolgt portofrei.

Errscheinungsplan des 4. Jahrganges.

Inhalt:

Anton Freiherr von Verfall: Der Scharffenstein. Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

A. von der Elbe: Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

Rodius Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. I. Bd. Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Einzelpreis geheftet Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—

Otto Glöser: Der Förstnerssohn von St. Veit. Roman. Erscheint Anfang März

Jens Larsen: Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Mit über 100 Bildern.

Rodius Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. II. Band. Mit über 100 Bildern und 4 Karten.

Gerhard von Amynstor: Gewissensqualen. Zwei Novellen. Eine Sturmnacht. — Der Laryngologe.

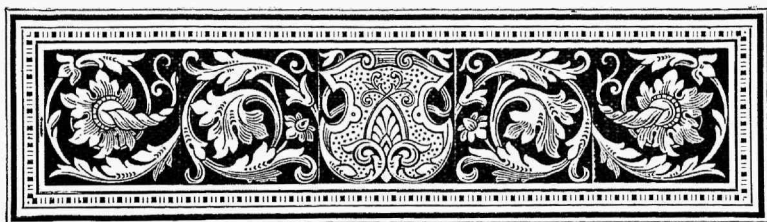
Arthur Adleitner: Fröhlich Gejaid! Jagdgeschichten aus den bayerischen und österröichischen Alpen.

Satzungen und ausführliche Prospekte gratis und franko.

Nachbezug von Jahrgang I, II, III à Mk. 18,— geb., Mk. 15,— geh.

===== Zu beziehen durch jede Buchhandlung =====

Schall & Grund, Verlagsbuchhandlung, Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128



Graf Nikolai Rehbinder.

(Ein baltisches Dichterbild.*)

An Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß.

Verklärend durch solch reiches Lieben	Wie Thauwind und wie Lenzesahnen
Dein meerumbraustes Heimathland,	Hat mich sein warmer Hauch berührt,
Hast Du Dein köstlich Werk geschrieben,	Im Herzen tönte laut ein Mahnen:
Dein „Dichterbuch“ vom Baltenstrand.	„Dem Geiste folge, der Dich führt!“

Nimm denn, was Deinem Werk ich danke,
 In and'rer Form aus meiner Hand!
 Bleibt manchmal fremd Dir mein Gedanke,
 Dein Herz, Dein Herz mich wohl verstand.

* * *

Es sind nur einige Monate her, seit des Frhrn. von Grotthuß „Baltisches Dichterbuch“ in zweiter Auflage erschienen ist. Ein merkwürdiger Fall, ohne Zweifel! Wer die Abneigung unseres baltischen Publikums gegen Verse überhaupt und gegen die poetischen Bestrebungen von Landsleuten im Besondern kennt, der fragt sich verwundert, was in aller Welt dieser Anthologie bei uns einen solchen Erfolg verschaffen konnte? Nun, das Grotthuß'sche Sammelwerk ist eine vorzügliche Arbeit, eine jener nur selten aus dem Wust

*) Wir können der vorliegenden Studie keinen ganz ungetheilten Beifall zollen. Abgesehen von einigen unerfreulichen Nietzsche-Anklängen, bedauern wir namentlich, daß der Verf. nicht immer den richtigen Ton gefunden hat, dort, wo von der Entrüstung Rehbinder's über unser Publikum die Rede ist. Eines näheren Eingehens hierauf sind wir durch die treffenden Remarquen überhoben, die unser geschätzter Mitarbeiter G. v. Glasenapp vor einiger Zeit den „Verbitterten“ unter unseren einheimischen Poeten in seinem Essay „Stern u. Andrejanoff“ (s. Balt. Mon. 1894, S. 735 f.) zu Theil werden ließ, u. die wir ohne Einschränkung unterschreiben. Die Red.

moderner Anthologien auftauchenden, wahrhaft vornehmen und in jedem Betracht erfreulichen Erscheinungen, welche es dem Kunstfreunde bequem genug macht, das Beste und Charakteristische aus allen Werken begabter Dichter-Landsleute stets zur Hand zu haben, statt die Schriften derselben einzeln kaufen zu müssen. Für Verse hat man bei uns nur selten Geld übrig und betrachtet die Kunstausübung des Dichters als etwas mehr oder weniger Fragwürdiges, als ein Privatvergnügen oder einen Nebenberuf. Ein Dichter, der nichts Anderes als eben nur Dichter sein will und vielleicht die Mittel dazu hat, diese „Marotte“ durchzuführen, berührt die Meisten, schon durch sein bloßes Dasein in ihrer Mitte, peinlich — die Gemüther fühlen sich in gewissem Sinne beängstigt, denn der Dichter ist stets ein Revolutionär, mögen seine politischen Ansichten auch noch so konservativ sein. Er ist ein Revolutionär gegen althergebrachte moralische Vorurtheile — Kunst und Moral haben ja bekanntlich nichts mit einander zu schaffen, — ein Revolutionär gegen den stets vorherrschenden schlechten Geschmack, ein Revolutionär endlich gegen die landläufige Ansicht, jeder Mensch sei nur um der Gesamtheit willen da. Was wäre ein Dichter ohne Individualität, was ein Heros ohne höchstes Ich-Bewußtsein? Goethe, der konservative Staatsmann, der fast ideale Staatsbürger, hat einmal das denkwürdige Wort ausgesprochen: „Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt und Menschenhändler ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu gebrauchen“. Ist das nicht revolutionär gedacht und geredet? Ein Goethe freilich konnte sich so etwas erlauben. Wenn aber ein Friedrich Nietzsche heute schreibt: „Ein Volk ist nur der Umweg, welchen die Natur nimmt, um zu einigen großen Männern zu gelangen“ — so zucken unsere selbstbewußten kleineren Männer spöttisch die Achseln. Alles Revolutionäre haßt der „Bildungsphilister“, alles Große, Eigene, Ganze ist ihm ein Greuel, folglich — — doch wir wollen zu unseren ersten Ausführungen zurückkehren. In den Jahrhunderte langen schweren Kämpfen gegen innere und äußere Feinde ist der Charakter unserer Landsleute gestählt und gleichsam in sich selbst zurückgedämmt worden, sie haben eine gewisse Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit errungen, sich nach Außen hin hart gepanzert — und erkennen im Innern nur das als etwas Werthvolles und Erstrebens-

werthes an, was zum Leben, zum öffentlichen Wirken und Schaffen, zum Erwerben tüchtig macht. Damit soll durchaus kein Vorwurf ausgesprochen, sondern nur eine historisch gegebene Thatsache konstatirt werden. Wir würden auch sehr irren, wollten wir unseren Landsleuten jedes Verständniß, jedes Gefühl für Kunst und Dichtung absprechen. Wo ihnen, wie eben in dem „Baltischen Dichterbuche“, die Quintessenz heimischer Poesie handlich dargereicht wird, ohne daß sie sich um die Dichter selbst sonderlich zu kümmern, sie zu fördern und ihre Schriften zu kaufen brauchen, da brechen Kunstverständniß und Kunstgefühl ebenso unerwartet wie kräftig hervor. Leider würden nur die armen, in der Anthologie vereinigten Poeten, wenn sie noch anders als durch ihre sorgfältig ausgewählten Gedichte zu Worte kommen könnten, kläglich genug ausrufen: „Hol' der Teufel diese verspätete Ehrung! Wir wollten Anerkennung oder wenigstens ein Fünkchen Liebe bei Lebzeiten — jetzt brauchen wir weder die eine, noch die andere mehr!“

Ich, der sich seit Jahren mit ausländischer sowohl als auch einheimischer Litteratur beschäftigt, frage allen Ernstes: wie Viele unter uns kannten vor Erscheinen des Sammelwerks die Namen Kasimir Ulrich Böhlendorff, Roman Freiherr von Budberg und Karl Freiherr von Firk's? Auch Helene von Engelhardt, deren hohe poetische Begabung über allem Zweifel steht, ist in ihrer engeren Heimath schon halb vergessen. Wie sollten da nicht andere, weniger begabte, aber dennoch gottbegnadete Sänger schon lange ganz in Vergessenheit gerathen sein? z. B. ein Rehbinder, trotzdem derselbe vor neunzehn oder zwanzig Jahren noch in unserer Mitte weilte. Der unglückliche Lenz, dessen Werke, wenn wir aufrichtig sein wollen, heute nur noch ein Fachmann zu lesen vermag, und dessen größte Bedeutung auf seiner kurzen Goethe-Freundschaft beruht, findet noch immer seine Forscher und Herausgeber — aber der unglückliche Rehbinder, uns der Zeit, welcher er angehörte, wie der Form und dem Inhalt seiner Werke nach viel näher stehend, ist gestorben — verdorben — d. h. als Mensch und als Dichter verschollen. Die vorliegende kleine Schrift wagt den Versuch, sein Andenken bei uns wieder aufzufrischen. Ob ihr das gelingen wird? Ich weiß es nicht. Ob man mir für diesen Versuch Dank wissen wird? Was liegt daran! Mein Innerstes trieb mich

dazu, dem geschiedenen Kameraden diesen Lorbeerkranz auf's vergessene Dichtergrab in dem alten Dorpat zu legen; mein tiefes Mitleid mit dem edlen Sänger, der, viel verkannt und geschmahzt, doch unentwegt nach den höchsten Menschheitsidealen emporgeschaut, dessen Leyer oft unrein und verstimmt, oft aber auch wahr, schön und erhaben geklungen, zwang mir die Feder zu dieser Studie in die Hand.

Es ist mir nicht leicht geworden, die betreffenden aus dem Buchhandel fast vollständig verschwundenen Werke Rehbinders zu Studienzwecken zu erlangen, leider mußte ich auf zwei derselben vollständig verzichten. Das romantische Drama „Der Liebestrank“ (1848) und das Lustspiel „Die Gräfin von Rochepierre“ (1855) habe ich, trotz aller drau verwandten Muhe, nicht aufreiben können. Um so wärmeren Dank muß ich jenen vier mir zum Theil fast unbekanntem Personen, unter ihnen auch einer edlen Frau zollen, die mir bei der Herbeischaffung des Materials behilflich gewesen!

~~~~~

Der Lyriker.

Nikolai Graf Rehbinder wurde am 6./18. December 1823 auf dem väterlichen Gute Saak in Estland geboren. Nach Absolvirung der Ritter- und Domschule zu Reval trat er als Fähnrich in den Flottendienst und besuhr, zum Theil im Gefolge des Grosfursten Konstantin, die Nord- und Ostsee. Nachdem er seinen Abschied genommen und geheirathet hatte, trat er in den Civildienst, wurde Zolldirektor in Hapsal, dann nach Libau versetzt, wo er sich als Theaterkritiker und später als Redakteur der „Libauischen Zeitung“ litterarisch bethätigte. Nachdem er dann einige Zeit in dem Städtchen Polangen an der kurlandisch-preussischen Grenze hatte verbringen müssen, kehrte er 1865 nach Hapsal zurück; dort widmete er sich gemeinnützigen Interessen und erhielt in der Folge eine Stelle beim Kontrolhose in Reval. In den siebziger Jahren erkrankte der viel Umgetriebene an einem ernstem Nervenleiden, so daß er sich nach Bonn in eine Heilanstalt begeben mußte; aber schon nach Jahresfrist kehrte er, ohne Genesung gefunden zu haben, in die Heimath zurück und unterwarf sich in Dorpat einer Operation auf Leben und Tod; sie gelang, aber seine Kraft war gebrochen. Er starb am 31. August (12. September) 1876 daselbst. Treu seinen

Ueberzeugungen und ein unermüdlicher Kämpfer für Wahrheit und Recht, hat Rehbinder viel zu leiden gehabt.

* * *

Das ist Alles, was der Verfasser dieser Studie über Rehbinder's Leben zu sagen weiß — und dasselbe verdankt er dem vorzüglichen „Baltischen Dichterbuch“ des Freiherrn von Grotthuß und dem trefflichen Dichterlexikon von Franz Brümmer (Leipzig, Reclam). Ich bitte meine Leser, sich mit diesem Wenigen zufrieden zu geben! Weder lag es in meiner Absicht, eine Biographie zu schreiben, noch bin ich von Natur dazu veranlagt, Umfrage nach biographischen Daten anzustellen oder in Familienpapieren und Archiven zu forschen. Das überlasse ich gern den dazu Berufenen. Meine ganze Aufmerksamkeit richtet sich einzig und allein auf den Dichter Rehbinder, wobei freilich häufig genug helle Streiflichter auch auf den Menschen und seine Lebensschicksale fallen müssen. Versuchen wir nun in seinen Werken dem Menschen Rehbinder nachzugehen, so finden wir eine durch und durch ideal, aber auch unheimlich selbstquälerisch veranlagte, von den edelsten Impulsen geleitete und darum in der sie umgebenden, wenig ideal gesinnten Gesellschaft stets leidende Natur. Besonders schwere Prüfungen, wie Verkanntwerden von den nächsten Angehörigen, Mißachtung seitens des heimathlichen Publikums, unglückliche Liebe und mannigfache andere Schicksalschläge scheinen dem Menschen Rehbinder in jungen wie auch in reiferen Jahren nicht erspart geblieben zu sein. Neben diesen Grundzügen seines Wesens treten nervöse Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit noch besonders hervor. Wenn ein also beanlagter Mensch schon an und für sich mit allen möglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um durch's Leben zu kommen und seine Bestimmung zu erfüllen — wie muß es erst einem Künstlermenschen dieser Art ergehen, bei unserem Publikum ergehen, welches, wie auch Grotthuß auf Seite 353 seiner Anthologie richtig bemerkt, seit jeher wenig von seinen Dichtern gehalten hat. Rehbinder nun scheint gleich am Anfange seiner Dichterlaufbahn von seinen nächsten Angehörigen sowohl, als auch von ferner Stehenden um seiner poetischen Neigungen willen scheinlich angefahren, mißachtet, entmuthigt, mit einem Worte moralisch mißhandelt worden zu sein, was, bei seinem eindrucksfähigen Gemüth und seinem angeborenen Mißtrauen, für immer

verdüsternnd auf sein Leben und Dichten einwirken mußte. Seine Verzweiflung an Welt und Menschen, wie ein schwarzer Faden durch sämtliche Gedichtsammlungen ziehend, erinnert an den Weltschmerz des englischen Dichterlords und findet hin und wieder einen machtvoll ergreifenden Ausdruck; die Verzweiflung an seinem Können, an seinem Dichterberufe aber steigert diesen Schmerz endlich bis zum Tragischen. So kommt es, daß seine letzten Gedichte zugleich seine besten sind. Auch die Vorliebe für exotische, graufige Stoffe theilt er mit dem großen Engländer, wie die erzählenden Gedichte: „Des Arabers Tod“, „Der letzte Mann“, „Bolina“, „Das See-
gespenst“, „Die Wassernixe“ und „Seemanns Ende“ beweisen. An Leidenschaftlichkeit und Innigkeit des Empfindens steht Rehbinder Byron kaum nach, wohl aber an Genie. Die völlige Einheit zwischen Idee und Form, dieses Kennzeichen jedes großen Talentes, finden wir in Rehbinder's ersten Dichtungen nur selten, in seinen späteren auch nicht allzu häufig. Das bezeugen auf den ersten Blick jene bekannten „Flickworte“, jene unbeabsichtigten „Trivialitäten“ im Ausdruck, an welchen man sonst den Dilettanten zu erkennen pfllegt. Wenn es — um nur einige wenige Beispiele anzuführen — in dem Gedicht „Allein!“ heißt:

Wenn ich erwach' in schwarzer Nacht,
Wenn ruht des Tages Saus und Pracht,
Im Schlummer lieget Jung und Alt,
Der Mond da draußen scheint so kalt,
Dann engt es mir das Herz so ein:
Du bist allein — allein — allein!

so bemerken wir zunächst, daß „Saus und Pracht“ zwei durchaus nicht zusammengehörende Begriffe, auch keine kontrastirenden, sind und darum kein rechtes Bild vom Tage zu geben vermögen; auch kann wohl der Saus (d. h. der Lärm), die Pracht aber keineswegs „ruhen“. Die durch ein „e“ erweiterten Personalformen des Zeitwortes, wie sie sich bei Rehbinder leider allzu häufig finden, klingen uns ungeschickt und plump in's Ohr, das Flickwort „so“ aber zerstört erst recht den künstlerischen Effekt.

Oder in „Frage und Antwort“:

Einjt hatt' ich viele Lieben,
Doch all' verließen mich!
Ich bin allein geliebet,
Das Wort klingt fürchterlich!

Wie trivial dieses „fürchterlich“, wie trivial der ganze Uebergang zur Reflexion, nach dem vorhergehenden Schmerzensrufe! Ferner in „Der Grenadier der alten Garde an seinen Sohn“:

Mein letztes Brod mein Sohn, ich biet's Dir an —
oder später:

Denkst Du daran, wie sich das Blatt gewendet —
Man begreift sofort, daß Ausdrücke wie „anbieten“ und „das Blatt hat sich gewendet“ in einer nicht humoristischen Dichtung einfach unmöglich sind. Endlich in „Aus einem Leben“:

Von ferne spielen sanft die Gluthen,
Doch sind es Wogen, ist man da,
Und es verzehren den die Gluthen,
Der kam dem Feuer allzu nah!

Welche Ungelenktheit im Ausdrucke, wie stümperhaft die Inversion in der letzten Zeile! Aber freilich mit den Jahren schritt Rehbinder auch in dieser Beziehung fort, wenngleich gewisse Formsünden ihn niemals ganz verlassen haben.

Seine erste Gedichtsammlung „Blätter“ (Reval 1846) enthält bereits alle wesentlichen Züge seiner poetischen Art. Der Drei- und zwanzigjährige empfindet das Leben als Traum:

Ja träumen, träumen! — Und so fliehet das Leben,
Ein einz'ger langer Traum von Lust und Weh!

Er fühlt sich allein, von Allen verlassen, in seiner Eigenart nicht verstanden, von den Liebsten zurückgestoßen:

Allein! — Ein schreckenvolles Wort!

Die letzte Liebe ist dann fort!
Kein Freund, dem man am Busen weint,
Kein Mädchen, dem das Herz sich eint!
Und alles Schwanken, alles Schein!
Ich bin allein — allein — allein!

Ich bin allein! — Umschwärmen mich
Gleich Tausende! So schauerlich,
So leer und öde ist mein Herz,
Fühlt keine Lust, fühlt nur den Schmerz!
Und schlägt voll Kummer, schlägt voll Pein:
Ich bin allein, allein, allein!

Er preist den Tod:

Ein Genius ist's, er kommt von oben,
Er mahnet uns zur ew'gen Ruh,
Er löschet weinend seine Fackel
Und drückt uns sanft die Augen zu.

Er verzweifelt an der Heimath, denn:

Nichts Freud'ges knüpft mich, Heimath, her zu dir —
Die Wonnequelle ist mir nicht geflossen,
Doch reichtest du den Vermuthsbecher mir!

Er verzweifelt endlich an Allem, auch an dem Zwecke seines eigenen Daseins:

Leb', Freude, wohl! — längst hab' ich dich verloren
Und jagte dir umsonst, gleich Schatten, nach!
Leb', Hoffnung, wohl! — denn hoffen mögen Thoren,
Ich hoffte auch, bis daß mein Herz mir brach!
Leb', Liebe, wohl! — dein Brand hat mich vernichtet,
Anbetend hab' zur Sonne ich gestrebt!
Mein Ringen war zu kühn — ich bin gerichtet!
Wozu, wozu hab' ich gelebt?

Man würde jedoch sehr irren, wollte man annehmen, daß ein solches Uebermaß von Welterschmerz auf den Leser ermüdend oder gar abstoßend wirken müsse. Trotz aller Mängel, namentlich der Form, ergreifen uns die betreffenden Gedichte mächtig, weil sie aus dem tiefsten Innern des Poeten, aus seinen wirklichen und wahrhaftigen Schmerzen herausgeboren wurden, weil ihnen jede Affectation, jede Aufdringlichkeit fehlt. Aber nicht nur die schneidenden Töne der Verzweiflung, auch die milden Klänge der Entfagung weiß unser Dichter seiner umflorten Leyer zu entlocken, so in dem liedartigen Gedicht:

Mein Pfeifchen.

Was ist mir nun geblieben
Von Lust und Glück und Schein,
Von allem heißen Lieben?
Mein Pfeifchen nur allein!

Was blieb mir noch zu Wonne?
Was lindert jede Pein?
Was strahlt mir wie die Sonne?
Mein Pfeifchen nur allein!

Sind' ich nicht Freundesherzen,
 Flieht mich der Liebe Schein,
 Was lindert meine Schmerzen?
 Mein Pfeifchen nur allein!

Drum, wenn ich einstens sterbe,
 Legt in den Sarg hinein
 Zu meinem Haupt der Erbe
 Mein Pfeifchen nur allein!

Der ganze edle Mensch Rehbinder aber blickt uns aus den wehmüthigen Zeilen

Mag nie das Glück bei mir verweilen,
 Wirst Du nur immer glücklich sein!

und:

Sollt' zu Ihres Glückes Winken
 Brechen auch mein armes Herz,
 O, so laß mich niedersinken, —
 Friede, Friede Ihrem Schmerz!

ernst und traurig an. — Nun aber die Leidenschaftlichkeit, die Farbenpracht seiner Schilderungen:

O, wie ich liebte! — Nur die stille Nacht
 Hat es gesehen, was mein Herz gelitten!
 O, wie ich liebte! — Und kein Sternlein lacht!
 Mein Herz, nun endlich hat es ausgestritten!
 Ich kann nicht kämpfen gegen solche Triebe,
 Ich kann nicht kämpfen gegen solche Gluth,
 Ich kann nicht kämpfen gegen solche Liebe!
 So ström' denn hin, mein letztes Herzensblut!

und in dem Sonettenkranz aus seiner zweiten Sammlung „Neue Gedichte“ heißt es:

6.

Ihr singt von Gluth? — Was wißt Ihr denn von Gluth?
 Ein ärmlich Lämpchen scheint Euch ein Feuer, —
 Ihr schraubt umsonst gewaltig Eure Leyer,
 Wenn ruhig durch die Adern fließt das Blut!
 Verglüh'n, vergeh'n, doch voll von feckem Muth,
 Und allgewaltig fassen, was uns theuer, —
 Sein Leben rasch verzehren, — ungeheuer
 Scheint solches Euch, zu viel für solch ein Gut? —

Wie wenn die Flamme einen Tempel faßt
 In finst'rer Nacht, — mit wahnsinnswild'rer Eile
 Die glüh'n'de Lohe tosend ihn umjagt, —
 Nach allen Seiten funkensprühend rast, —
 Zusammenstürzt nach einer kurzen Weile:
 Dann leuchtet er am schönsten durch die Nacht!

Der Eindruck dieses schönen Sonetts wird durch den unmöglichen Reim „rast“ (von rasen) auf „faßt“ (von fassen) leider arg getrübt. Eine solche, angeschwollenem Gießbache gleich, hervorbrausende Leidenschaftlichkeit mußte vielen kühl vernünftigen Landsleuten Rehbinder's allerdings sehr „gewagt“, ja gefährlich erscheinen, gewagt sogar noch das ideale aber durchaus künstlerisch gemäßigte Gedicht:

An Gabriële.

Ist's Täuschung, Wahrheit, was mein Auge schaute,
 Wonach's mit heißer Sehnsucht, ach, geblickt!
 Sind Täuschung, Wahn die wunderfüßen Laute,
 Die mir mein trunk'nes volles Herz entzückt?
 Hab' wirklich ich geseh'n vor meinen Blicken
 Das schönste Wesen uns'rer Erdenwelt?
 Wie, oder zeigte sich mir zum Entzücken
 Ein Engel dort vom blauen Himmelszelt?

O, laß anbetend mich im Staube knien,
 Wie zu der Gottheit, laß mich fleh'n zu dir!
 O, laß mich trinken dir zu Füßen liegen,
 Glückselig, wenn du hinblickst nur nach mir!
 Du bist zu hoch, mein Auge aufzuschlagen
 Nach deiner Himmelschöne Engelslicht!
 Um Liebe darf ich nicht zu flehen wagen,
 So fleh' ich denn: O zürne, Engel, nicht!

O, zürne nicht dem Armen, der vergebens
 Kämpft gegen solcher Liebe heiße Gluth,
 Der dir geweiht hat jede Kraft des Strebens,
 Das Dasein, bis zum letzten Tropfen Blut,
 Der willenlos dir nachzieht, wie der Sonne,
 Und dem kein Gott die Bande mehr zerreißt,
 Die Bande, so voll Schmerz und so voll Wonne,
 Die er so feurig doch willkommen heißt?

Was kann ich denn für deiner Augen Gluthen,
 Für deines Lächeln's Wonneparadies,
 Für deiner Haare seidenweiche Fluthen,
 Für deiner Lippen Glühen, ach so süß?
 Giebt's einen Sterblichen, der es vermöchte
 Der Liebe zu entflieh'n, und dich geseh'n?
 Giebt's einen nur vom menschlichen Geschlechte,
 Der nicht in Liebe müßt' zu dir vergeh'n?

O, habe Mitleid, Engel, mit den Qualen,
 Die mir durchwühlen meine wunde Brust!
 Laß deine Gluld auf mich herniederstrahlen,
 Erhebe mich zum Leben und zur Lust!
 Ich Thor! — Wie darf ich nur zu hoffen wagen?
 Womit hätt' ich ein solches Glück verdient?
 Umsonst! — verzweifeln muß ich und verzagen,
 Weil ich zu lieben dich mich hab' erkühnt!

An erzählenden Dichtungen enthält Rehbinder's erste Sammlung: eine Romanze „Des Seemanns Freund“, schlicht und naiv im Ausdruck, rührend und doch erhebend dem Inhalte nach, ferner die prächtige Rhapsodie „Des Arabers Tod“, im Byron'schen Geiste, wenn auch nicht Stile gehalten, die augenscheinlich von Uhland beeinflusste „Sängerliebe“, das graufig kraftvolle Nachtstück „Der letzte Mann“, das Fragment „Bolina“, jedenfalls unter dem Eindruck Lermontow'scher Kaukasus-Epen verfaßt, und endlich die hochromantische „Wassernixe“. Aus letzterer seien, um dem Leser einen Begriff von Rehbinder's blühender Phantasie zu geben, einige Verse hergesetzt:

Oben schaukelt leicht das Fahrzeug, von dem Anker festgebannt,
 Unten wohnt die Wassernixe wohl im blauen Wasserland.
 Grüne Wellchen spielen glitzern rings um ihr krytall'nes Haus,
 Kleine Fischechen schwimmen freudig, goldenfarbig ein und aus.
 Wohl, es weh'n des Tages Lüfte nicht erfrischend in dem Grund,
 Wohl, es schmecket Erdenfrüchte nimmermehr ihr holder Mund,
 Wohl, es scheinen Sonnenstrahlen wärmend nicht bis unten hin,
 Wohl sind dort nicht grüne Bäume und der Vögel Melodie'n;
 Aber köstliche Metalle glänzen von dem Grunde auf,
 Perlen, rein wie Wasser, liegen drunten herrlich wohl zu Hauf',

Und Korallen strecken zackig ihre rothen Aest' empor,
 Und umwachsen, üppig wuchernd, des kry stall'nen Hauses Thor,
 Durch die Zweige streichen Fische, wie die Vögel durch den Baum;
 Drinnen in des Wasserhauses sonnenklar kry stall'nem Raum
 Haust die schönste Wassernixe, welche Wellen je umspült,
 Die das Meer mit frohem Stolze je in seinem Schoß gefühlt.
 Warum spielst du, holde Nixe, nicht mehr auf dem blauen Meer,
 Wenn die Abendsonne sendet ihre Strahlen um dich her?
 Hebest dich mit halbem Leibe über die bewegte Kluth,
 Freuest dich des weißen Schaumes und der felt'nen Sonnengluth?

Das „wohl“ in der zweiten und das „schmecket“ in der sechsten Zeile nehmen sich freilich wieder recht trivial aus, im Uebrigen aber ist die Schilderung eine echt phantastisch poetische. Ohne für die Mängel dieser ersten Jugendsammlung blind zu sein, müssen wir doch gestehen, daß eine solche Kraft, eine solche individuelle Färbung uns bei dichterischen Erstlingen nur selten begegnet sind; denn wenn auch Rehbinder von diesem oder jenem größeren Dichter beeinflusst erscheint, so bleibt er dennoch immer er selbst. Und das ist wahrlich kein geringer Vorzug.

Im Jahre 1848 erschienen die „Neuen Gedichte“ (Dorpat), der Baroness Julie Charlotte von Nerküll gewidmet und mit der verzweifelten aber hochpoetischen Klage „Sehnsucht in die Ferne“ beginnend:

Ohstland, mein kaltes Vaterland,
 Voll Elend und voll Hassen,
 Voll Niedrigkeit und eitlen Tand,
 O, könnt ich dich verlassen!
 Aus Schlamm und Moor empor zum Licht,
 O, brechet meine Ketten!
 Ich sinke schon, — ich trag es nicht, —
 Wird mich kein Wunder retten!

Ich fühle tief in meiner Brust
 Der Gottheit mächt'ges Regen, —
 Ich bin des Wollens mir bewußt
 In diesen heißen Schlägen: —
 Und soll ich stets allein und stumm
 An dürrer Scholle kleben,

Und nimmermehr im Heiligthum
Den Busen feurig heben!
Könnst' ich die schöne Ferne schau'n, —
Mich ruft ein heißes Sehnen, —
Im fremden Lande Hütten bau'n,
Weit, weit vom nicht'gen Wähnen! —
Italiens blauer Himmel winkt,
Es locken Spaniens Räume,
Der Schweizer Alpenreigen klingt, —
Und Alles, Alles Träume!

Mich hält die Nichtigkeit gepreßt, —
Nings Alles niederträchtig, —
Mich halten Lug und Trug so fest,
Und kämpf' ich noch so mächtig!
Begeisterung, sie muß verglüh'n
Und jedes hohe Streben,
Der Funke sinkt in Asche hin —
Verloren ist mein Leben!

Die mir die Nächsten, kenn' ich nicht,
Sie sind in Schlamm versunken,
Sie ahnen nicht, sie fühlen nicht,
Da glimmt kein Götterfunken;
Ich kenne keinen heim'schen Herd,
Nicht Vaterhauses Bande,
Nichts ist mir lieb, nichts ist mir werth
In meinem Heimathlande.

O, könnt' ich in die Ferne zieh'n,
In vollen Zügen trinken
Luft, Leben, Poesie — und hin
An Gottheits Busen sinken! —
Italiens blauer Himmel winkt,
Es rufen Spaniens Räume,
Der Schweizer Alpenreigen klingt —
Und Alles, Alles — Träume!

Dieses Gedicht ist bekannter geworden als die meisten anderen Rehbinderschen Poesien — ich erinnere mich, dasselbe in einer Abschrift bereits als Knabe kennen gelernt zu haben — aber es liegt

auch ein bedeutendes Maß von Kraft darin und der poetische Ausdruck beherrscht hier fast ausnahmslos die spröde Form. Freilich unser Publikum, vor Allem die nächste Umgebung Rehbinder's, mag gegen eine solche Beherrschung einer baltischen Provinz heftig opponirt haben, wodurch sich der Dichter veranlaßt sah, von seiner engeren Heimath absehend, der gesammten baltischen Gesellschaft seine Meinung zu sagen:

An das Publikum der Ostseeprovinzen.

Du fragst wohl auch, warum in diesen Landen
 Von Allen, die mit frischem Muth'e sängen,
 Doch bald ermüdet von der Bahn gegangen,
 Kein einz'ger großer Dichter auferstanden?
 Weil kalt du bist und nahe dem Versanden!
 Den hat die Poesie schon ganz umfängen,
 Der nicht entmuthigt weicht — und ohne Bangen
 Im selbstgewählten Hafen sucht zu landen.
 So lang' du heim'sches Gute nicht willst sehn,
 So lang' du nur bei Fremden bist zufrieden,
 So lang' man hier verhungern kann beim Dichten,
 Wird hier kein hoher Meister auferstehn!
 Du aber ißt und trinkst und schläfst in Frieden —
 Brauchst dazu ja die Dichtkunst du mit nichten!

Natürlich mußten solche, vom Standpunkte des Dichters erklärliche, dem „Bildungsphilister“ aber völlig unverständliche Deklamationen die Abneigung gegen Rehbinder noch verstärken. Sein ganzes übriges Leben erscheint durch diese spießbürgerliche Opposition, die sich zu Zeiten wohl auch als Verfolgung äußern mochte, verdüstert.

Eine ähnliche Stimmung, wie die beiden oben angeführten Stücke, enthält auch „Zuflucht“, mit dem Anfang:

Ein Meer von Prosa hält mich rings umfängen,
 Das Edle hat nicht Stand, es muß entfliehen,
 Kommt nicht der Schmerz mit Majestät gegangen,
 Er wird nicht Trost im Hohen nach sich ziehn;
 Gemeines krallt nach mir mit Hohnverlangen,
 Als sollte nimmer mir das Hehre blüh'n,

Und alle Stützen fühl' ich um mich schwanke;
 O, haltet mich mit Götterkraft, Gedanken!
 Bleib' bei mir, Poesie, die ich verehrt,
 Nicht laß den Trost des Jammers dich verschleichen,
 Scheu' nicht die Bitterkeit, die wiederkehrt,
 Entschwinde nicht zu unbekanntem Reichen,
 Fest halt' ich mich an dem, was du gelehrt,
 Mein Ideal, ich ring' es zu erreichen!
 Ich kann nicht leben ohne Gluth und Flammen,
 Mag auch ringsum die Prosa mich verdammen!

und „Meinen Jugendfreunden“, mit dem Schluß:

Denkt Ihr daran, wie in vertrauter Stunde
 Manch' frisches Wort so kräftig uns erfreut,
 Wie uns Begeisterung bei hoher Kunde,
 Wie Poesie sich täglich uns erneut!
 Jetzt liegt der Lebensnachen fest geborgen,
 Bis in den Hafen dringt nicht Sturm noch Gluth, —
 Es ist vorbei! — O, laßt uns d'rob nicht sorgen,
 Denn Ruhe, Ruhe! — Schon verlöscht die Gluth!

Besonders markig und finst'er bricht diese Verzweiflungsstimmung
 in „Ungewitter“ los, das ich hier ganz wiedergeben will:

Ungewitter.

Schwarz und drohend, feuerschwanger, thürmen Wolken sich zum
 Wetter,

Mengstlich athmet, bang und bänger die Natur und sucht den Retter,
 Horch! es rollet — donnernd prasselt fürchterlich der erste Schlag,
 Und der Blitz, die fahle Schlange, ziicht voran als Bote jach!

So ist's schwarz in meiner Seele — gluthzerissen Sinn und
 Mark, —

Kämpfend steh' ich, unterliegend, — sei mein Willen riesenstark;
 Alle Stützen schwanken bebend, alle Tempel stürzen ein,
 Alle Bilder werden dunkel, und erloschen ist der Schein.

Nichtig, klein und niederträchtig seh' ich diesen Erdenwinkel, —
 Schwarz und starr und mitternächtlich, — Hohlheit, Dummheit, leerer Dünkel!
 Flammen glühen, ach! vergebens, und vergebens zuckt der Blitz!
 Qualen, Ringen, Ladesröcheln, wandle dich in kalten Witz!

Unverstanden und verloren wandle ich durch Wüstenland,
Nicht ein Wesen mir erkoren, daß ich meines Gleichen fand,
Nicht ein Ort, der Prosa ferne, keine Rettungsinsel da —
Und am Himmel keine Sterne, und der Abgrund gar zu nah'!

Düster gehalten erscheinen auch die Balladen „Nixenruf“ und „Der Versucher“; beide sind aber, was die Form betrifft, stellenweise recht ungenießbar. Aus Moll nach Dur modulirt der Dichter in den schönen Liedern „Italien“ und „Seemanns fernes Liebchen“, ferner in den Sonetten „Kühne Liebe“, die an Leidenschaftlichkeit des Empfindens und Gewalt des Ausdrucks zu dem Besten gehören, was Rehbinder geschaffen hat. Eine Probe haben wir bereits mitgetheilt, hier stehe noch Sonett:

2.

Ihr schwärmt von Liebesehnen und von Wunden,
Ihr weint und girt, schwachmüth'ge Knabenseelen!
Dem Kühnen wird es nie an Liebe fehlen, —
Was kräftig er verlangt, das wird gefunden.
Dem Weinenden zur Liebe gern verbunden
Sind Alltagsfrauen nur; sich weich zu quälen
Und überspannt ein Opfer auszuwählen,
Muß ihnen süß die Thränenpeiße munden.
Nicht also, welche Poesie durchdrungen,
Mit Kühnheit lodern ihre heißen Flammen,
Und fordern Liebe, sei's auch zum Vergeh'n!
Das Weib, dem solch ein Feuerruf erklingen,
Und mag es auch die ganze Welt verdammen,
Es wird die Welt in seinen Armen seh'n!

Weniger gelungen und dem Inhalte nach recht dürftig erscheinen mir die Sonette an „Minna von Mädlar, Roman von Buddberg, M. W. von Wittorf und Karl Stern,“ wenn dieselben auch ein schönes Zeugniß für die vornehme Neidlosigkeit unseres Dichters ablegen. Auch die meisten „Epigramme“ befriedigen nicht.

Ihre Grabchrift.

Sie liebte nichts auf dieser Welt
Als sieben Kagen und ihr Geld!

3. B. ist ja recht drastisch, entbehrt aber all zu sehr eines bedeutenden Gegenstandes; viel besser ist:

Einem inländischen Dichter.

Dir will den Text ich nicht mehr lesen,
 Du bist bestraft genug: Du mußt dich selber lesen!
 Mögst du genesen!

Von den übrigen Stücken dieser nur 87 Seiten kleinen Formats füllenden Sammlung fesseln unsere Aufmerksamkeit die „Faust-Fragmente“ und das Schlußgedicht „Mein Testament“, geschrieben beim Herannahen der Cholera im Frühling 1848.

Ich glaube mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu dürfen, daß jeder begabte Poet der 40er und 50er Jahre seine Faust-Periode gehabt hat. Ja, ich selbst, der ich doch einer viel späteren Zeit angehöre, machte im Jahre 1877 den ebenso kühnen wie kindlichen Versuch, einen zweiten Theil zum Faust zu dichten, denn selbstverständlich genügte mir der vorhandene Goethesche damals nicht. Wie sollte sich auch ein 20jähriger Jüngling an dem konservativen und mystischen Ausgange der gewaltigen Menschheitstragödie genügen lassen? Selbstverständlich mußte mein Faust ein über die Reformation weit hinausdenkender Held werden und sich an die Spitze der aufständischen Bauern stellen. Aber auch ein Helena-Theil fehlte nicht — und dieser, in antiken Metren gedichtet, natürlich fern von jeder Goetheschen Symbolik, dafür aber voll jugendlicher Hellenenschwärmerei und Sinnenlust, war noch das Beste an dem ganzen Versuch. Mit einer Art wehmüthiger Heiterkeit denke ich an die Stunden zurück, da ich dieses Opus unserem Leopold Bezold, dem damaligen Chefredakteur der „Riga'schen Zeitung“, in seinem traulichen Heim vorlas. Das waren für mich herrliche Stunden — für meinen väterlichen Freund aber wohl harte Geduldproben. Vielleicht kommen diese Zeilen nach siebenzehn Jahren Dem zu Händen, dessen edles und trotz umfassendster Kenntnisse anspruchsloses Wesen sich mir für immer in die Erinnerung gegraben hat und dem ich noch heute von ganzem Herzen Dank sage für seine dem unreif stürmischen Jüngling bewiesene Theilnahme und Geduld! —

Wie gesagt, seinen Faust hat so ziemlich jeder Poet, namentlich der oben angedeuteten Periode, auf dem Gewissen — auch unser Rehbinder. Wie viel er davon thatsächlich niedergeschrieben haben mag, ist mir unbekannt; die Sammlung „Neue Gedichte“ enthält nur drei kurze Bruchstücke, von denen die „Beschwörung“ viel

Kraft im Ausdruck, aber auch viel unnützen Wortschwall enthält, während der „Dialog mit dem Dämon“ zu wenig in die Tiefe geht und gar zu trivial abschließt. Nachdem der Dämon sich Faust gegenüber als bösen Geist bekannt und demselben eine Schilderung seiner Macht und dessen, was er für Faust's grenzenlosen Wissensdrang zu thun im Stande wäre, gegeben, sagt Faust naiv:

Verlockend klingen Deine Worte,

(nach Oben zeigend)

Doch sprichst du nicht von jenem Orte!

Viel gelungener, auch in der Form tadellos, ist der kurze Monolog Faust's, welcher von jener allumfassenden Weltanschauung, von jener in allen Tönen innigster und erhabenster Lyrik schwellenden großen Sehnsucht Goethes freilich nichts enthält, aber dennoch ein kraftvolles, leidenschaftlich drängendes Element aufweist.

Faust.

Nie zeigt sich mir, was ich gewünscht,

Nie höre ich, was ich gewollt,

Matt ist mein Geist! —

Soll ich denn stets mein ganzes Leben

Mit ew'gem Feuereifer streben,

Wird nimmermehr das Glück mir hold?

Warum zeigt sich entfernt die Wissenschaft den Augen,

Die nicht für solchen Himmelsanblick taugen,

Um Eifer zu erwecken

Und dann sich zu verstecken,

Und hilflos den, der weiter dringen möchte,

In Finsterniß zu lassen? —

O, könnt' ich dich erfassen

In aller Klarheit

Du hohe Wahrheit!

Dich würd' ich nimmermehr vom Busen lassen! —

Mit heißem Durst könnt' ich den Becher leeren,

In deinem Anblick würde Sehnsucht nicht,

Wie jetzt, die Seele lechzend mir verzehren —

Wie lange bleibst du ferne, hohes Licht?

O, dieser Erde Wissenschaft,

Wie scheint sie doch mir so geringe,

Man strebt mit heißem Eifer rastlos fort,

Und wenn man endlich alle Dinge
 Der Erdenkunst, der Erdenkraft
 Mit wirbelndem Gehirn erfäßt —
 Winnt dann uns Ruhe, winnt uns Raht?
 Nein, wenig, wenig scheint es nur,
 Gebiet'rißch vorwärts reißt das Streben
 Und vor uns schwindet jede Spur —
 Am Ziel verloren ist das Leben!
 Ich blickte hell in Dunkelheiten,
 Ich las die Schrift der fernsten Zeiten;
 Was nutzte mir es? — Alles will ich wissen!
 Will, wie der Nar, frei in die Sonne blicken
 Und wie der Maulwurf in der Erde Schacht,
 Will in das Jenseits schauen mit Entzücken
 Und dann mit Grausen in die ew'ge Nacht!
 Verborgen sei mir nicht des Meeres Tiefe,
 Vor mir eröffnet sei die Sternenvwelt,
 Das Vorige, ob's auch Neonen schließe,
 Und was den Faden dieser Erde hält!
 Will blicken kühn zur Geisterwelt hinüber,
 Will blicken Teufeln in das Angeficht —
 Kein Körper mache meine Augen trüber,
 Es blende nimmer sie ein Licht!

Aus dem Schlußgedicht der Sammlung „Mein Testament“
 blickt uns der ganze junge Rehbinder noch einmal schwermüthig-stolz
 an. Die herannahende Cholera erweckt Todesgedanken, Gedanken,
 welche ihm übrigens stets nahe lagen, und er schreibt sein vielleicht
 letztes Lied, sein Testament, nieder. Da heißt es:

Nicht Reichthum hat das Schicksal mir bescheeret,
 Nicht Gold, nicht Schätze nannte stolz ich mein,
 Auf Erden hat mir wenig angehört,
 Und was ich hatte, Sorge war's allein! —
 So kann an meinem Sterbebette nimmer
 Ein Erbe lachend steh'n bei meinem End',
 Geblendet von der Erbschaft Goldes'schimmer —
 Und frei von Zahlen ist mein Testament.

Verwandte werden nicht sich weinend zeigen
 An meiner Bahre — längst sind alle fern;
 Sie wandten kalt sich weg mit düst'rem Schweigen,
 Und ich entfloß den Kieselherzen gern.
 Sie lieben nicht — was sollen ihre Worte?
 Sie fühlen nicht, wenn Weh im Busen brennt,
 Sie bleiben fern von meiner Todespforte —
 Nicht für Verwandte ist mein Testament!

Ich hatte viele Feinde vom Geschicke,
 Ich fühlte manchen Haß und manchen Spott,
 Weil ich verachtet Falschheit, Neid und Tücke,
 Geheuchelt nie vor Menschen und vor Gott.
 Stolz stand und stark entgegen ihnen Allen
 Ich ganz allein, die hassend bis an's End',
 Die offen kämpften — die voll Falschheit schallen
 Verachtend stets: so ist mein Testament!

Ich habe viel gesungen; leicht entschwebet
 Der Liederklang der übervollen Brust,
 In meinen Liedern hab' ich erst gelebet,
 Und aufgeathmet unter Lebenswust!
 O, laßt nicht meine Töne ganz verschweben,
 Ihr, die ihr sie mit Wohlgefallen nennt;
 Bin ich auch todt, laßt meine Lieder leben —
 Für sie, für sie fleht Euch mein Testament!

Und sollen sie im Zeitenrausch verwehen,
 So rasch, wie Blätter, wenn der Sturmwind tobt,
 Ein Herz wird freundlich wohl nach ihnen sehen —
 So manches Liedchen wurde ja gelobt! —
 Es nehme sie zu meinem Angedenken,
 Sie bleiben nur zurück nach meinem End',
 Ich kann Gesang, doch keine Schätze schenken —
 Nimm den Gesang! — das ist mein Testament!

Diesen beiden Sammlungen folgte im Jahre 1849 (2. Auflage
 Mitau 1855) die kleine erzählende Dichtung „Seemanns Ende“,
 in jeder Hinsicht eines der vorzüglichsten Werke unseres Dichters.
 Gleich die Naturschilderung am Anfang ist in ihrer Art klassisch:

Von Mövenflügel Schlag umflattert —
 Weithin der Dünen gelber Sand,
 Von Wellenschlag und Schaum umgattert,
 So dehnet sich der öde Strand.
 Hier tönet in der Nächte Dunkel
 Des Meeres mächt'ge Stimm' allein,
 Am Himmel bleiches Sterngefunkel,
 Am Horizont des Leuchtturms Schein.
 Und kommt der Sturm herangeflogen,
 Und Graus und Wuth ihm nachgezogen,
 Dann sieht man bei der Blicke Schein
 Manch' Schiff entfernt — zerfetzt — allein,
 An dessen halbzereschlag'ne Rippen
 Die fürchterliche Woge schlägt
 Und brausend auf verborg'ne Klippen
 Das Riesenwerk des Menschen trägt.
 Bleich steigt nach Sturm und Nacht und Grauen
 Die Sonne auf, das Werk zu schauen,
 Zerstreut mit ihrer warmen Helle
 Der Wolken fliegend wildes Heer
 Und zeigt dem Flug' die Schreckensstelle,
 Das Meer, die Klippe — Alles leer.
 Versunken ist nach kurzem Ringen
 Das Schiff, vom Ungestim verzehrt,
 Und wieder soll das Meer verschlingen,
 Was sich von seinen Gaben nährt.

Dann folgt die eigentliche Erzählung: ein hochbetagter Seemann, der weder Weib noch Kind sein eigen nennt, hat sich, nachdem alle seine Freunde dahingegangen und nun „in Meereswellen ruhn“, an einer fremden Küste, wo ihn niemand kennt, hart am Meer eine Hütte gebaut, in welcher er still, nur im Anschauen der See, seiner einzig Geliebten, schwelgend, den Tod erwartet. Als er ihn aber nahen fühlt, ergreift ihn noch einmal die alte Seemannslust, der alte Seemannstrog; er besteigt einen leichten Rahn und fährt beim Herannahen eines mächtigen Sturmes in die See hinaus:

Wo nichts zu seh'n, als Nacht und Meer,
 Da rauscht windschnell der Rachen her,

Wo Donner rollt und Blitzstrahl zischt,
 Da schwankt er muthig durch den Gischt,
 Wo Klippen ihre Arme strecken,
 Gilt er vorüber ohne Schrecken. —
 Darin der Greis — hoch aufrecht steht er,
 Der Sturm, die hohe Stirn umweht er,
 Es fliegt das silberweiße Haar,
 Das weite Kleid, wie ein Talar,
 Die Arme breitet er zum Himmel,
 Und ruft weit durch das Schreckgetümmel:
 „O Meer! — Du sah'st als ich geboren,
 So sieh' auch meines Todes Stund'!
 Der erste Ton in meinen Ohren,
 Das erste Wort in meinem Mund,
 Du warst es, Meer — dein mächt'ges Tönen
 War Wiegenlied als Säugling mir
 Und Sturmwind's Pfeifen, Schiffes Dröhnen,
 In Schlaf hat mich's gesungen hier! —
 Den Jüngling hast du, Meer, geschaut,
 Du warst ihm Freund, du warst ihm Braut! —
 Nicht Weib, nicht Kind sind mein gewesen,
 Die ird'sche Liebe kannt' ich nicht,
 Ganz war ich dein, du hohes Wesen,
 Durch dich mein Leben ein Gedicht! —
 Du, das so Vielen Tod gegeben,
 So Vielen, denen Leben werth,
 Mir schenkest du ein langes Leben,
 Warst du ja doch mein einz'ger Herd! —
 Wollt ihr den Greis verstoßen, Wellen,
 Die ihr die Wiege ihm umspült'? —
 Hier will er sich ein Grab bestellen,
 Da er des Todes Nähe fühlt.
 Mein Gott! Mein Gott! So laß mich sterben,
 Und wackern Seemann's End' erwerben!
 Bei Sturm und Blitz zum Meeresgrunde,
 Das sei des Seemann's letzte Stunde!“

Er hat gesprochen, und die Wogen,
 Erbrausend gierig um ihn her,
 Sie haben ihn hinabgezogen
 Zu seiner Lieb', in's große Meer.

Es liegt etwas Heroisches in diesem alten Seemann, etwas Erhabenes in diesem Natur- und Seelenbilde! Das Kühne, Trotzige nach großen Thaten Drängende in der Natur des Kavaliere Rehbinder findet hier, wie auch in dem oben erwähnten Gedicht „Des Arabers Tod“, einen prachtvollen Ausdruck — und doch ist die Handlung so einfach, die Form so schlicht. Zum dritten Male finden wir dieses schöne Poem in der 1856 in Berlin erschienenen Sammlung „Vom Meeresstrand“, welche eine Reihe zum Theil schon in den ersten Bändchen erschienener oder in den späteren „Musen Almanachen“ neuveröffentlichter Gedichte einem größeren Publikum vorzulegen bestimmt war. Um so mehr ist es zu bedauern, daß Rehbinder diese Auswahl mit wenig kritischem Blick getroffen, mehr noch, daß er dieselbe so sehr beschränkt hat. An die Stelle von Stücken wie „Der Schiffbrüchige“ — „Das Seegepenst“ — „Der Geist des Sturmes“ hätte er leicht viel gehaltreichere und in der Form mehr vollendete setzen können. Ebenso entbehren die Lieder „Indien“ und „Granada“ des rechten Gehaltes und der rechten Stimmung; es sind farbenschildernde Aquarellskizzen — nichts mehr. Ein Bild reiht sich an das andere und nicht einmal in natürlicher Aufeinanderfolge, so daß der Gesamteindruck der einer bloßen Theaterdekoration ohne handelnde Personen ist. Wie ganz anders, d. h. wie stimmungsvoll, nimmt sich neben diesen beiden das schöne Lied „Italien“ (den „Neuen Gedichten“ entnommen) aus. Des „Arabers Tod“ fehlt glücklicher Weise nicht und erscheint hier gründlich ausgefeilt, desgleichen noch einige kleinere Gedichte aus den ersten Sammlungen. An neuen finden wir sechs Stücke — und alle von hohem Werthe. „Der alte Zecher“ ergreift durch die seltsame Mischung von lebensfrischem Humor und todtverachtendem Trotz bei wehmüthiger Gesamtstimmung. Die „Antwort“ möge für sich selbst reden:

Ihr fragt: Was sollen uns die Klagen,
 Die können in der Dichter Sang? —
 Wollt Ihr die Nachtigallen fragen,
 Warum ihr Lied so schmerzlich Klang?

Des Dichters Leier klingen selten,
 Wenn Freude seine Brust bewegt,
 Doch tönt ein Sang aus höhern Welten,
 Wenn er im Schmerz die Saiten schlägt.

Der Welt nicht singt er seine Schmerzen,
 Sie lindert seine Klagen nie.
 Er singt sich selbst — im eig'nen Herzen
 Als einz'gen Trost — die Poesie!

Es folgen „Die Sänger“, ein wieder an die Ahlandsche Art an klingendes Gedicht mit echt menschlich rührendem Inhalt — und die ergreifende Rhapsodie „Die Nacht des armen Dichters“. Mit einer jeden dieser neuen Produktionen wächst Rehbinder, als Künstler, vor unsern Augen, bis er in dem längeren, anscheinend Fragment gebliebenen Poem „Des Hofnarren Frühlingssfahrt“ zur für ihn damals höchstmöglichen Vollendung gelangt.

B. v. N.

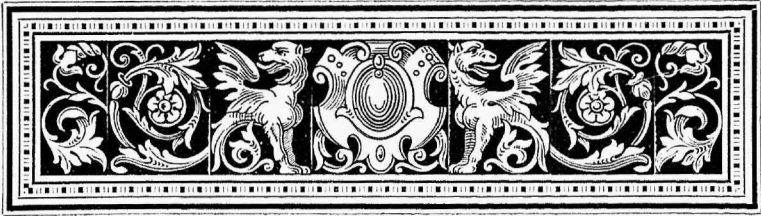
(Schluß folgt.)



Berichtigung.

Seite 11, Zeile 14 von unten lies Kaufajus-Epyllien statt Kaufajus-Epen.





Ein livländisches politisches Lied aus dem Jahre 1556.

Mitgetheilt von A. Bergengrün.

Unter den Livonica des Geheimen Staatsarchivs in Schwerin befindet sich ein Konvolut in Papierumschlag, das die Aufschrift trägt: 1556. Zittung aus Lifflant. Auch sonst en glliche Missiuen an die K[önigl.] wirdt [sic]¹⁾ auch sonst an andere freunde. Die Aufschrift ist von der Hand des Herzogs Ulrich von Mecklenburg, mitregierenden Bruders des Herzogs Johann Albrecht I. und des Herzogs Christoph, der Ende 1555 als Koadjutor des Erzbischofs von Riga, Wilhelm von Brandenburg, nach Livland gekommen war. In dem Konvolut liegen einige Kopieen von auf Livland bezüglichen Aktenstücken aus dem Jahre 1556 und ein Gedicht mit gleichfalls von Herzog Ulrich herrührender Rückenaufschrift: Ein liflendisch liett. Dieses Lied ist bisher nur theilweise bekannt gewesen. Im 3. Bande von Bunge's Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands (1844) veröffentlichte Eduard Pabst: Vier politische Gedichte, Livland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts betreffend, und gab dem vierten, das Bunge im Nevaler Rathsarchiv gefunden hatte, die Ueberschrift: Bruchstück eines Liedes in plattdeutscher Sprache, den Anno 1556 zwischen dem Erzbischof, Markgraf Wilhelm von Brandenburg und dem Koadjutor des Herrmeisters Wilhelm von Fürstenberg geführten Krieg betreffend. Von hier hat das Gedicht dann seinen Weg in das von J. v. Grotthuß herausgegebene Baltische Dichter-

¹⁾ Gemeint ist der König von Dänemark.

buch (1. Aufl., S. 54) gefunden. Bekannt war also nur ein Bruchstück in plattdeutscher Sprache. Das Schweriner Exemplar enthält auch die dem Bruchstücke fehlenden 10 ersten Strophen und bietet das Ganze in hochdeutscher Uebersetzung. Die moralisirende Betrachtung, um welche diese Strophen das an Inhalt und Form gleich dürftige Poem bereichern, würde an sich die Veröffentlichung des Schweriner Textes noch nicht rechtfertigen. Wir besitzen aber so wenig poetische Erzeugnisse aus jener Zeit, daß das einzelne durch diesen Umstand eine größere Bedeutung gewinnt. Der von Pabst mitgetheilte niederdeutsche Text leidet dazu an solchen Fehlern und Flüchtigkeiten, daß die vorliegende, auf Grund einer jedenfalls besseren Handschrift angefertigte Uebersetzung eine wünschenswerthe Korrektur und Ergänzung des Bekannten ermöglicht. Auf alle Abweichungen der Uebersetzung von dem Nevaler Text hinzuweisen, scheint nicht nöthig zu sein; zur Prüfung im Einzelnen müßte doch der Abdruck in Bunge's Archiv oder im Dichterbuch herangezogen werden. Es sind darum hier nur einige bedeutendere Varianten berücksichtigt worden. Schon der hochdeutsche Text für sich, noch mehr aber eine genaue Vergleichung mit dem niederdeutschen bestätigt die oft gemachte Wahrnehmung, daß die Norddeutschen im 16. Jahrhundert sich nur sehr unvollkommen und schwerfällig hochdeutsch auszudrücken vermochten. Noch war das Niederdeutsche die hauptsächlichste Umgangssprache, in den Kanzleien gewann aber das Hochdeutsche die Oberhand, galt für vornehmer und drang dann siegreich in den oberen Kreisen der Bevölkerung vor. Vermuthlich ist unser Lied für den Herzog Ulrich übersetzt worden. Da das Manuscript kalligraphisch sauber und korrekt angefertigt ist, so darf wohl auf einige Sorgfalt bei der ganzen Arbeit geschlossen werden. Trotzdem verräth sich auf Schritt und Tritt die plattdeutsche Gewöhnung des Schreibers oder Uebersetzers. Fehler, die auf den ersten Blick nur als lapsus calami erscheinen, erweisen sich, da sie in derselben Weise wiederholt werden, als Reminiscenzen an's Plattdeutsche oder als Unsicherheit im Gebrauch des Hochdeutschen (so wie für bei, seig und freig für sieg und krieg, lieb für leib etc.). Aus diesem Grunde erfolgt der Abdruck genau nach der Vorlage unter Verzicht auf jede Korrektur. Nur in Strophe 19 ist ein ausgelassenes Wort ergänzt worden. Merkwürdig ist der Mangel an Gefühl für den Reim, der, wie schon Pabst bemerkte, oft nur Assonanz geblieben ist. Auch der Uebersetzer hat sich nicht gemüßigt gesehen, hier Wandel zu schaffen,

auch da nicht, wo das Hochdeutsche die Bervollständigung des Reimes eigentlich nahe legte. In Strophe 11 ist „ann de sunne“ stehen geblieben als Reim auf „begunnen“, wo der Nevaler Text sogar „begonnen“ hatte, so daß man doch „sonnen“ erwarten sollte.

Zur Orientirung über den Inhalt des Gedichts sei daran erinnert, daß der deutsche Orden in Livland und die anderen Stände des Landes, gestützt auf den Wolmarschen Receß von 1546, gegen die Aufstellung eines erzbischöflichen Koadjutors aus fürstlichem Hause protestirten und nachdem ein den Erzbischof belastender chiffirter Brief an den Herzog von Preußen, seinen Bruder (derselbe Brief, von dem in Strophe 12 die Rede ist), aufgefangen war, dem Erzbischof und dem Koadjutor Christoph von Mecklenburg den Krieg erklärten. Auf die Seite der Letzteren trat auch der polenfreundliche Landmarschall Jasper von Münster. Erzbischof und Koadjutor wurden in Rokenhusen von dem siegreichen Orden gefangen genommen (1556), im folgenden Jahre aber durch den König von Polen im Frieden von Poswol restituirt. Da dieses letztere Ereigniß im Gedichte nicht erwähnt wird, sondern nur von den Erfolgen des Ordens die Rede ist, so fällt die Abfassungszeit in das Jahr 1556. „Der Verfasser wird, wie die Manier des Gesanges und namentlich der in den stehenden Formeln abgefaßte Schluß erweisen — ein Landsknecht gewesen sein“ (Babst in Bunge's Archiv 3, 219).



Ein livländisch liett.

1. Unnd wolt Ihr horen ein neues gedicht,
Wie es margraff Wylhelm hatt außgericht,
Ist whar unnd nicht jelogem.
Ehr hatt mit seinenn practicken geswyndt
Wil hernn an sich gekogem,
2. Zu erregen einen freig, ohne nodt,
Wonn denen so im irkeigten allis gudt,
Wol jegem die Lyeffendischen hernn,
Wonn denen ehr ihe und alle zeit
Gehaltem worth inn ehrem.
3. Denn schein, so ehr inen furgewant,
War zu vortheidingen seinen standt,
Die erzbischopfflich eeren,
Und das er wolt sein ein haupt der landt
Über alle die andernn heren.

4. So war es doch ein lauter tandt,
Dann was gehoret zu seynem standt
Ist im noch niße entzogen.
Es hatt ihnen aber die ehregeizigkeit
Wie manni gem furhyn betrogen.
5. Hierzu hatt er ein radt betracht:
Wenn er die stendt hette zwystig gemacht,
Das sie weren zertrennet,
So wurd ihnen geschein gleich
Einem haufe, das innen brynnnet.
6. Eyner war Jesper vom Munster genant,
Landtmarschalck uber ganz Diefflandt
Des rytterlichen Deutschen ordens,
Diesenn bewegt allein zu freig und zorn,
Das ehr nit meister whar geworden.
7. Denjelbigen obgenenten mhan
Hatt er sich auch gehengt ahnn
Mit furtrostung unnd zusagenn
Unnd hatt ihnenn und sich selber auch
Vonn landt und leuthen betrogen.
8. Hierbie so mergt ein ider mhan,
Das man Gott ubel widerstreben kann,
Wie wir von Paulo lernen,
Das alle gewalbt unnd uberigheitt
Gegeben wyrdt vom herrn,
9. Der dann ein Gott des frydens ist.
Wher nuhn gedenckt auff hynderlist,
Das ehr denn fryden mog brechen,
Der glaub furwar und sey des gewiß,
Gott wirth es an im rechenn.
10. Sein gesicht ubertrifft der sonnen licht,
Das in jo blicbt furborgenn nicht,
Wie heimlich man es machet,
Unnd wenn der mynsch auffß klugeß greiffst an,
Dan sieht er es und lachett.
11. Das solt ir billig betracht havn,
Ir lieben hern zuzorn ahn,
Ehr ir das spyll bogunnen,
Das nichts heimlichs vorborgenn ligt,
Es kompt noch ann de sunne.

12. Eyn postbott wordt inell außgesant
 Vonn Cöckenhausen nach Preuserlandt
 Mit seltzamen briesen geschribenn,
 Die dorch sonderlich schickung Gotts
 In Liefflandt seint gebliebenn.
13. Do der hermeister die bekommen,
 Ghar baldt er darauß hatt vernommen,
 Wie trewelich die landt gemeinet.
 Sirauff vorschriben einen hermntag,
 Da sie sich habenn voreinigt,
14. Eyn heupt irwelct zu dem krieg
 Unnd Gott gebetten umb denn seig¹⁾),
 Einen veldhern außserform.
 Dann solt mhan lenger geharret haenn,
 So wieren die landt vorform.
15. Herr Wylhelm vonn Furstenberg ist ehr genant,
 Coadiutor zum herrmeisteramt,
 Das ist eyn krygshere
 Unnd furet eynes freyen furstenn modt
 Gott gebe im Glück unnd eere.
16. Raaneburg das hatt ehr erste borandt
 Unnd einen an das sloss gesant,
 Ob sie sich wolten irgebenn.
 Dann wolt mhan ihnen nach kriegsgebrauch
 Frystenn ir lieb unnd lebenn.
17. Des habenn sie sich ghar baldt bedacht,
 Denn botten ein spizig andtworth gesagt,
 Es were ihnen so nicht gelegen,
 Das sie sollbenn einz fursten hauß
 Wie epfell unnd byrn furgebenn.
18. Das hanelwerck hatt men gezundt an
 Unnd darauff ekliche schuß gethaenn,
 Do whar der schymppff gerauwen [sic]
 Es irgaben sich baldt die tonen helbt,
 Des byschopffs liebenn getrewen.
19. Nach Cöckenhausen ist man vorruckt,
 Dar hyn vil guts geschuß gezugt²⁾),

1) Hevaler Text: segen.

2) R. L.: geschickett.

Das hort mhan dapffer frachenn.
 Der bischopff gedacht inn seinen [modt]¹⁾,
 Der schimpff wyl sich iz machenn.

20. Do er muhn genßlich hatt vormerckt,
 Wie sich Ließlandt so dapffer sterckt,
 Uund das mhan hett irfarm
 All sein furhabenn und ansleg geswyndt,
 Ehr gedacht es wiew vorformt.
21. Die zusage so im war gedann,
 Die wolbt sich nicht erwarten laenn,
 Einen handel dede ehr bogern.
 Denn stenden er sich irgebenn hatt
 Mit sampt dem jungen hern.
22. Zum furßliche furwaring hatt man sie genommen,
 Dyß man zum weiterenn handel mag kummen.
 Des hatt er sich vorjprochenn,
 Denn landen einen gewissen fryden zu erbawen,
 Das es blieb ungerochten.
23. Des wol²⁾ man im bie seinem lebenn
 Eine furßliche unterhaltung gebenn.
 Ach, hochgeborner here,
 Uund wiew es nicht viel besser gewesen
 Das dyß fur betrachtet were!
24. Vom durchlauchtigen stant bistu geborn
 Uund zu einem grossen hern irform.
 Hettestu dich darahn lassen genugen
 Uund nicht vom bosenn falschen raedt
 So schentlich laen betriegenn!
25. Itzund mustu in schaden staen,
 Auch werden sie ihren lohn entpfaen,
 Die dir darzu gehetzet,
 Uund haben dardurch die armen landt
 Zum nodt uund gefhar gesetztet.
26. Ir herenn und auch iderman
 Seett doch diese exempel an
 Uund nemet sie woll zu herzenn,
 Last euch an ewer eßchung genugen
 Uund triebt mith Gott kein scherzenn!

¹⁾ einen fryen moeth.

²⁾ So wyl.

27. Wie reinet sich doch dasselbig zuzamen,
 Daß ir wolt juren dem christennamen
 Uund wollen dar nicht nach lebenn,
 Thuen¹⁾ ohne ursach uund alle nodt
 Unter euch einen krieg irhebenn,
28. Da doch der turck uund christenfeindt
 So grausam vil vorhanden seint,
 Die sich teglich doen dryngen²⁾.
 Wan ir dann je wolt kriegsleut sein,
 Dar soltenn ihr lob gewynnen³⁾.
29. Es ist dem landt ein grosses quadt,
 Da die herren habenn⁴⁾ hosen radt,
 Werenn die nicht gewesenn furhanden,
 Der margkgraff uund Jesper vom Munster auch
 Sieszen noch wol in ihrem landenn.
30. Lobet Gott fur seine groß gnadt,
 Die er uns fur das erste erzeget hatt,
 Daß ehr das groß elende,
 So diesem landt gedrauet whar,
 Gnediglich hatt abgewendet.
31. Denn wollen wir ferner bytten nher,
 Daß er wie unser vatter und herr
 Uns gnediglich⁵⁾ wolle beschirmen,
 Irhalten in fryden und reyhner lehre
 Den reichen sampt dem armen.
32. Der uns dyß huttlin newe hatt gesungen
 In hatt kein neidt⁶⁾ noch haß darhyn gedrungen,
 Er syngt es Gott zue eernn
 Uund aller Lyfflandischen uberigheit,
 Aber sunderlich seinem herren.

1) hutt.

2) dryngen.

3) dar scholde gy yr tegenn latenn wyndenn.

4) horenn.

5) forder.

6) moeth.





Kunfbriefe.

I.

Victor Hugo sprach einmal das Wort aus: „l'art n'a pas de patrie.“ Weniger paradox nimmt es sich aus, als Vieles, was der große Romantiker gedacht, gesagt, geschrieben hat. Die Kunst kennt kein Vaterland! Und das sagte ein so glühender französischer Patriot und ein so bedeutender Künstler. Nicht meinte er natürlich, daß die Kunst keine Heimstätte auf Erden habe, sondern daß sie kein bestimmtes Vaterland besitze, nicht an dieses oder jenes Volk gebunden sei, daß sie überall zu Hause, daß sie ein Gemeingut Aller. Mehr noch glaube ich — er wollte damit wohl ihren internationalen Charakter ausdrücken. Und doch lesen und sprechen wir von deutscher und französischer und spanischer Kunst, u. s. w., und in unseren Tagen der Herrschaft des Nationalitätsprinzips mehr als je. Sollte Victor Hugo am Ende doch nur ein geistreiches Paradoxon ausgesprochen haben?

Ich möchte behaupten: nein. In den letzten Jahren tauchte auf den Ausstellungen des Petersburger „Vereins der Wanderaussteller“ ein Künstler auf, Archipow mit Namen, ein Moskowiter, der durch Farbengebung und Technik sofort alle Kunstfreunde gefangen nahm, mit seinen einfachen Motiven aus dem russischen Volks- und Landschaftsleben auch die große Masse packte. Wer sich im Auslande umgethan hatte, der rief aus: aber das ist ja der reine Paolo Michetti! Die innere Verwandtschaft war wirklich auffallend. Und doch hatte Archipow damals sein Vaterland noch nie verlassen, wußte er nichts von dem lebenswürdigen Maler in Francavilla, der seit

1888 in Deutschland sich im Sturm Aller Gunst erobert hatte. Solcher Beispiele von überraschender Uebereinstimmung und Verwandtschaft könnte ich aus meinen Erfahrungen noch viele aufzählen, und nicht bloß in Bezug auf Einzelercheinungen, sondern auf ganze Gruppen von Künstlern, ganze Kunstvölker.

Das scheint mir zu beweisen, daß im Allgemeinen die bildende Kunst heute und immer, je nach Maßgabe der Entwicklung der Verkehrsmittel und dem Grad der Wanderlust des Künstlers nicht bloß, sondern unter dem Einfluß auch des gesammten Zeitgeistes in dieser und jener Epoche, innerhalb einer und derselben Entwicklungsperiode mehr oder weniger einen internationalen Charakter trägt. Nicht die Nation als solche, nicht die Summe der Errungenschaften ihres geistigen Entwicklungslebens scheint mir für den einzelnen Künstler das Ausschlaggebende zu sein, sondern das individuelle Empfinden vor Allem; gleichveranlagte Temperamente und Auffassungsvermögen finden sich bei allen Völkern und nicht einmal die technischen Ausdrucksmittel bilden das Sondergut einer Nation, obgleich einer der größten deutschen Maler der Jetztzeit, der bald achtzigjährige Meister Adolf Menzel, es bei einer Gelegenheit betonte, daß die Kunst aller Völker bei den Franzosen in die Schule gegangen sei und noch gehe. Wenn man unsere heutigen, viele Tausend von Kunstwerken zur Anschauung bringenden „internationalen Ausstellungen“ durchwandert, überzeugt man sich immer auf's Neue davon. Und ließe man Katalog, Anordnung, Name bei Seite — unendlich oft fiel es schwer, das betreffende Werk nach seinem nationalen Ursprung zu klassificiren. Nur in Bezug auf Richtung und Gattung ließe sich das thun. Besitzt etwa der Franzose keine Gemüthstiefe und innige Stimmung, zeigt der Deutsche keine „Eleganz“ und kein raffinirtes „Arrangement“? Und warum hat einst die, in Deutschland als Piloty-Schule bezeichnete, theatralische Historienmalerei, die ihre Emporen in Paris, Belgien, München besaß, überall eine Herrscherstellung eingenommen, wie sie jetzt ebenso überall im raschen Abwirthschaften begriffen ist? Hätte es in den Zeiten des Cinque cento „internationale Ausstellungen“ gegeben — sicher hätte man dieselben Erfahrungen gemacht. . .

*

*

*

Auch eben jetzt wieder, wo die diesjährige große Berliner Kunstausstellung mit ihren 3000 Nummern geschlossen worden ist und ich

im Geiste an mir vorüberziehen lasse, was Alles dort zu sehen war -- kann ich nur auf's Neue dem Hugo'schen Ausspruch beipflichten.

Aber ich möchte richtig verstanden werden. Es wäre darum doch ein Unsinn, wollte man nun behaupten: „Alle malen gleich und dasselbe“, also: „es giebt gar keine nationalen Künstler!“ Es ist zwischen nationaler Kunst und nationalen Künstlern zu unterscheiden. Die Kunst eines Volks im Allgemeinen ist, abgesehen natürlich von der Wahl des Stoffs, von den vaterländischen Menschentypen und Landschaften, dem heimischen Tagesleben, der Landesgeschichte, nicht national, sehr wohl aber kann der einzelne Künstler national sein, wofern er die Summe der Eigenschaften, Anschauungen, Empfindungsweise gerade seines Volks mit seiner Kunst besonders klar und überzeugend zum Ausdruck bringt. Aber auf einen solchen gottbegnadeten und immer großen Künstler kommen viele, viele Duzende anderer in jedem Volke, die behaglich im breiten Strome internationalster Allgemeinheit umherschwimmen.

Auf die große Masse werden diese freilich immer oder meistens den vortheilhaftesten Eindruck machen, ihnen und ihrer Dugendwaare wird am meisten nachgelaufen werden. Denn das ist Alles so einleuchtend, so begreiflich, so klar, so gewöhnlich, daß es zu Jedermann spricht, oder aber so „sensationell“, so „barock“ — auch damit weiß der Durchschnittskünstler zu packen — daß es unbedingt die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und um so mehr, an je schlimmere Instinkte es sich wendet. Der im oben angedeuteten Sinne wahrhaft nationale Künstler aber — er wird oft garnicht erkannt, vielleicht weil das Volk, wie der Einzelmensch, gemeinhin sich selbst so schlecht kennt. . . Doch dann kommt plötzlich eine Zeit, wo das nationale Leben mit allen seinen Ausdrucksformen erwacht in dem Maße, daß schließlich gar das „Nationale“ an und für sich sozusagen ein Modeartikel wird und man auf Entdeckungsreisen ausgeht, die Spuren und vollwichtigen Vertreter des Volksthümlichen aufzufinden. Und daß dabei dann oft genug in ein anderes Extrem verfallen wird, daß man allerlei entdeckt und aufspürt, was nur Scheingold ist — wer weiß das nicht?

Auch in Deutschland ist, auch auf dem Gebiete der Kunst gerade, zur Zeit bekanntlich das Sprechen und Reden von Nationalem, das Suchen nach allen möglichen Ausdrucksformen des Volksgeistes sehr „modern“ geworden. Ich benutze das häßliche Fremdwort, weil häufig

Diejenigen, die am wenigsten national zu empfinden vermögen, am lautesten vom „echt Deutschen“ schreien und am entzücktesten thun, wenn sie es irgendwo gefunden zu haben glauben.

Und so war es auch in der hinter uns liegenden Kunstfaison üblich geworden und wengleich man vor den Franzosen, die so zahlreich im Glaspalaste am Lehrter Bahnhof sich eingefunden hatten, und vor den ihnen künstlerisch so verwandten Amerikanern sich mitunter wie toll geberdete und immer wieder hervorhob, daß eben sie gerade der „Berliner Ausstellung von 1895“, die, wie gesagt, keine internationale sein sollte, ihren Hauptreiz verliehen — so vergaß man dabei doch nie andererseits, den Mund von deutscher Kunst recht voll zu nehmen, gehörig in nationalem Empfinden zu machen und vor Allem im Leibkultus mitzuthun. Leibl und die Franzosen etwa des „champs de Mars“, oder den Amerikaner Harrison in gleicher Weise bewundern — es ist rein zum Todtlachen, wäre es nicht so ärgerlich und dumm.

* * *

Wer Leibl ist? Die wenigsten der Leser werden ihn kennen oder auch nur je etwas von ihm vernommen haben. Er gehört einer anderen Zeit an; er hat sich längst zurückgezogen und wohl seit mehr schon als 12 Jahren betheiligte er sich fast gar nicht an Ausstellungen. Einsam lebt er in Nibling in Baiern als Landmann, wohl selten nur noch zu Pinsel und Palette greifend. Die starke nationale Bewegung in Deutschlands Kunst und die Münchener Seceffion haben ihn wohl wieder den schnelllebenden Zeitgenossen in die Erinnerung zurückgebracht, ihn, der als 25jähriger Münchener Kunstschüler vor bald 30 Jahren bereits in Paris seine erste goldene Medaille erworben hat Sie haben sie ihm auch jetzt in Berlin wieder zuerkannt. Es war vorauszusehen, denn es war eine Ehrenpflicht.

Wilhelm Leibl, ein Rheinländer, denn seine Wiege stand in Köln, vertauschte das Schlosserhandwerk, das er ursprünglich erlernte, mit der Malkunst und ist nun in der That einer jener wenigen Künstler, die in jeder Beziehung als nationale bezeichnet werden können. Hier ist das Wort „echt deutsch“ einmal am Platze und nicht ohne Grund begegnen wir in allen vielen Aufsätzen, die ihm in letzter Zeit gewidmet worden sind, immer wieder den Namen

Jan van Eyck und Holbein und andererseits Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die zum Vergleiche herangezogen werden. Wiederkeit und Treue, Kernhaftigkeit und Innigkeit, Kraft und Wahrheit, Verabscheuung jedes Scheins und jeder Halbheit — sind's nicht wahrhaft germanische Züge? Und sie alle finden wir in der Leibl-Ausstellung, die einen selbständigen Theil in der großen Abtheilung der „Münchener Seceſſion“ auf der soeben geschlossenen Ausstellung bildete. Ueber 30 Oelbilder und Studien, Zeichnungen und Radirungen waren dort zu sehen und sie zeigten uns den Künstler in seinem ganzen Wesen. Was ihn Holbein so ebenbürtig macht, das ist, daß auch er die Natur als etwas Heiliges ehrfurchtsvoll betrachtete, daß er stets darnach rang, nur sie wiederzugeben, ganz und unverfälscht, ohne etwas vom Eigenen hinzu zu thun, ohne was Fremdes hineinzulegen, weshalb auch seine Malerei weder geistreich noch effektiv, weder pikant noch anekdotenhaft, aber aus demselben Grunde auch nie konventionell ist. Leibl kennt keine Zugeständnisse an Geschmack und Mode, der Kunstmarkt hat nie für ihn existirt, sondern immer nur die Kunst; und er, obſchon ein Pilotſchüler, war in einer Zeit, wo noch die bunte Firlefanzerei akademischer Theatralik der Anekdoten- und Pseudo-Geschichtsmalerei vollwerthigen Kurs hatte, selbständig und mutthig bereits eigene Wege gewandelt, die Wege wahrheitsliebender Menschen- und Naturmalerei. Und was ihn van Eyck so verwandt erscheinen läßt, das sind die Mühe und der Fleiß, die er der Ausführung auch des Unbedeutendsten und Nebensächlichsten zuwendet, denn als unbedeutend und nebensächlich betrachtet er nichts; aber er weiß gleichzeitig der Aufgabe derart gerecht zu werden, daß immer ein Gesamteindruck erzielt ist, daß nirgends das Einzelne pedantisch und langweilig sich aufdrängt. Noch einen anderen niederdeutschen Maler muß ich heranziehen — Rembrandt. Mit ihm hat er das feine Farbenempfinden gemein, die souveräne Macht über die Wirkung der Farbenreize, die große Kunst, mit Farbenflecken und -flächen zu zeichnen. Mitunter begnügte er sich, in der Bildniß- wie in der Genremalerei, hiermit und seine Malweise erscheint dann ebenso flott und breit, wie auf anderen Bildern gewissenhaft und nichts übersehend. Ueberall aber das gleiche tiefe Empfinden und das liebevolle Sichhineinversenken, ob er nun Menschen oder Landschaften malt, und das volle und ganze Wieder-

geben des Empfundenen und Erfassten. Daher sind seine Bildnisse, Männer-, wie Frauen- und Kinderbildnisse, immer von einer geradezu unheimlichen Lebendigkeit, und nicht etwa bloß darum, weil der Künstler keine Schmeichelei und keine Pose und Phrase kennt, sondern weil er die Seele zu ergründen weiß, die Seele des Menschen und des Landschaftsbildes, das er erschaut und das ihn fesselt. Und daher auch packen seine Genrebilder aus dem Alltagsleben, obschon sie nie etwas Gesuchtes und Kombiniertes und Berechnendes aufweisen. Auch er malte, gleich Defregger, gern süddeutsche Bauertypen, aber schlankweg, ohne Apparat und Inszenierung, so wie sie sind und wie er sie sah, bald „Zwei Mädchen, Zeug nähernd“ oder einen „Bauer mit zwei Dirndeln“, „Dachauerinnen“ im althergebrachten überladenen Sonntagsstaat u. dergl. Und sie reizen uns immer, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; ja, man möchte sich mit ihnen in ein Gespräch einlassen, denn Menschen sind sie alle, lebendige Menschen. Nur ein Bild sei besonders hervorgehoben. Es ist wohl das bedeutendste und reifste aller vorhandenen und auch eines der jüngsten, obschon es aus dem Jahre 1882 stammt. „In der Kirche“ heißt es. Der Künstler führt uns in einen Winkel einer bayerischen Dorfkirche und in diesem drei bäurische Typen vor, zwei alte Frauen und ein junges Mädchen. Hier könnten die heutigen Wirklichkeitsmaler was lernen. Es ist Alles so natürlich, daß es Einem gar nicht mehr auffällt, von dem Staub in den Fugen des alten dunkelbraunen schön geschnittenen Kirchengestühls an bis zum blumengemusterten Busentuch des jungen Mädchens, und von den groben Arbeitshänden bis zu dem Ton der weißgetünchten Kirchenwand, von der sich der Kopf der einen der alten Frauen so wunderbar abhebt. Und wieviel Luft und Licht, gebrochenes, fahles Dämmerlicht und glanzloses helles Tageslicht! Aber wenn die Modernen auch das Alles nachzuschaffen lernten — Eines können sie doch nicht erlernen, wenn's ihnen nicht gegeben ist in so reichem Maße, wie Leibl: das Empfinden und Empfindenlassen. Er hat nicht bloß die Leiber und ihre Hüllen gemalt, sondern auch die Seelen der Drei, mit einer Schlichtheit und Kunst, mit einer Wahrheit und Treue, die die vielen Andachtsbilder, die auf dieser Ausstellung zu sehen waren, weit in den Schatten stellen . . .

Jetzt sind die Photographen und die Verleger illustrierter Jour-

nale hinter ihm her, denn Leibl ist eben „modern“ geworden. So kommt wohl auch Ihnen das Bild in einer Vielfältigung, aber leider ohne seinen packenden Farbenzauber, zu Gesicht.

* * *

Noch zwei andere deutsche Maler sind unlängst mit Leibl „neuentdeckt“ worden und einer von ihnen ist sogar sein Schüler. Beide waren sie von Geburt was Jener geworden: Süddeutsche. Aus Heidelberg stammt der 1851 geborene Genre- und Historienmaler Wilhelm Trübner, der Schüler des Einsiedlers von Nibling; aus Bernau im Schwarzwald der zwölf Jahre ältere Hans Thoma, vornehmlich Landschaftsmaler, lange Zeit vergessen und unbeachtet, jetzt seit ein paar Jahren der Stolz Frankfurts a./M.

Wenn auch sie in den letzten Jahren Gegenstand eines aufrichtigen oder aber blos nachbetenden Kultus geworden, wenn auch sie zu vollwichtigen Typen deutscher Malkunst proklamirt worden sind, so müssen sie natürlich unter einander und mit Leibl viel Verwandtes haben. Das ist auch thatsächlich der Fall. Auch sie kennen keine Konvention, auch sie sind überzeugte Wahrheitsmaler, auch sie malen daher nur Selbstgeschautes und Selbstempfundenes, schlicht und einfach. Und doch — Welch' ein Unterschied andererseits! Die Naivität wird mitunter zur Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, die Treuherzigkeit und Beschaulichkeit zum Phlegma und zur Langweiligkeit, die Wahrheitsliebe und Schlichtheit zur Nüchternheit und Häßlichkeit. Das gilt besonders von Trübner. Man muß sehr viel Quand-même-Liebe zum Deutschtum besitzen, um die Bewunderung zu theilen, die für ihn von Seiten einzelner Gruppen gezeigt, wenn auch vielleicht nicht immer empfunden wird. Die Bilder haben zumeist — ob schon Trübner, wie auch namentlich Thoma fein empfindende Koloristen sind und mit ihren oft stumpfen und herben Tönen den modernsten Naturalisten und Freilichtmalern sehr nahe stehen — so etwas Alterthümliches, Verschollenes und Verstaubtes an sich. Und ungeachtet all' des Tamtam der Presse geht die große Menge achtlos nicht blos, sondern oft auch — lachend an ihnen vorüber, trotzdem daß auch diese Beiden mit Einzelausstellungen, ebenfalls im Gefolge der Secessionisten, bedacht sind.

Sehr vielseitig zeigt sich Trübner in seinen 20 Bildern und Studien aus den Jahren 1872—94, die hier übrigens durchaus

nicht zum ersten Mal zu sehen sind, sondern in der letzten Zeit auf allen möglichen Ausstellungen auftauchten. Von der liebevollen Landschaftsstudie, oft in durchaus impressionistischer Manier à la Corot bloß auf die gesammte Farbenstimmungswirkung hinausgearbeitet, bis zum komponirten Gesichtsbild, wie „Gefangennahme Friedrich des Schönen“, und zu Entwürfen großer Deckengemälde, wie die „Wilde Jagd“, oder zu Allegorien, wie der „Kreis der Liebenden“ aus dem V. Gefang von Dante's Hölle. Lieber hat man, als in diesen Sachen, an denen seine Kunst meistens scheitert, weil's ihm an Phantasie und Temperament gebricht, den Maler als Landschaftler, am liebsten wohl in seinen Bildnissen und namentlich Bildnißstudien, die nicht bloß durch Farbenreize wirken. Aber lieber noch, als den ganzen Trübner, haben die Meisten von denen, die sich für die beiden Künstler überhaupt interessieren, Hans Thoma mit seiner intimen und tiefempfundenen, obgleich wie gesagt, nicht selten langweilig erscheinenden Malweise, weil das Intime und Tiefempfundene nicht Jedermanns Sache ist. Als Landschaftler hat er einen starken Zug zum Idyllischen und zeigt er stellenweise die schlichte Unbefangenheit eines Lucas Cranach und Altdorfer. Als Figurenmaler, auch wenn er mythologische Stoffe wählt, wie „Endymion und Luna“, oder „Charon“, bleibt er ebenfalls in Auffassung und Typen stets urdeutsch. Das letztgenannte Bild mit seinen fremdartigen an Böcklin gemahnenden Farbenreizen ist von der ganzen Sammlung eines der interessanteren. Aber ganz zu Hause fühlt er sich doch immer nur in seiner süddeutschen Landschaft, in deren einer, v. d. Jahre 1873, er — also längst vor Uhde — eine „Flucht nach Egypten“ mit heimischen Figuren als Staffage benutzt hat. . . .

Und nun sei's für dieses Mal genug. Von „neuen Erscheinungen“ auf dem Gebiete der Kunst soll ich Ihnen berichten. Ich hab's gethan, wengleich das Kleeblatt Leibl-Thoma-Trübner schon seit einem Vierteljahrhundert gearbeitet, ja zum Theil eigentlich gar schon zu arbeiten aufgehört hat. Nicht bloß Bücher, auch Bilder — „habent sua fata“.

Berlin, im September.

J. Norden.





Litterarische Umschau.

Durch die Einführung einer ständigen Rubrik unter vorstehendem Titel beabsichtigt die „Baltische Monatschrift“ einem häufig geäußerten Wunsche entgegenzukommen und eine Uebersicht über die wichtigsten neuen Erscheinungen des Büchermarktes ihren Lesern zu bieten. Eine Litteraturzeitung oder ein litterarischer Handweiser existirt bei uns zu Lande nicht und unsere Zeitungen vermögen des beschränkten Raumes wegen und weil sie meist auf freiwillige Zusendungen der Verleger angewiesen sind, nur sporadisch und oft genug mit Beiseitelassung des Wichtigeren, über neue litterarische Erscheinungen zu berichten; die inländische litterarische Produktion macht davon allein eine Ausnahme. Die ausländischen Organe für litterarische Kritik können dafür keinen Ersatz bieten, theils weil sie überwiegend vom Parteinteresse in ihren Besprechungen bestimmt werden, theils weil sie nur in die Hände weniger baltischer Leser gelangen. Auch die Bücheranzeigen in den ausländischen Zeitungen sind meist vom Zufall abhängig und erst recht durch den Parteistandpunkt der verschiedenen Blätter bestimmt. So ist denn das gebildete Publikum bei uns, so weit es sich nicht um die rein wissenschaftliche Litteratur handelt, mehr oder weniger auf die zufälligen Zusendungen der Buchhändler angewiesen, die den Litteraturfreunden Hervorragendes und Unbedeutendes, Lesenswürdiges und ganz Werthloses zur beliebigen Auswahl in's Haus liefern. Bei der Wahl der Lektüre helfend und rathend Handreichung zu leisten, aus der Fluth der neuen litterarischen Erscheinungen das Beachtenswerthe

und Bedeutende hervorzuheben und vor Werthlosem und Schlechtem zu warnen — das ist der Zweck der „Litterarischen Umschau“. Sie wendet sich an das ganze litterarisch gebildete Publikum unserer Provinzen und will Alles, was auf allgemeines Interesse Anspruch machen kann, in ihren Kreis ziehen; alle Erscheinungen auf dem rein fachwissenschaftlichen Gebiet, streng wissenschaftliche Werke jeder Art bleiben von unserer Betrachtung ausgeschlossen. Von theologischen, juristischen, staatswissenschaftlichen Werken werden nur ausnahmsweise solche zur Besprechung gelangen, die auf das Interesse aller Gebildeten Anspruch erheben können. So wird es denn vorzugsweise das weite Gebiet der Geschichte, der Biographie, der Geographie und Völkerkunde, der Litteraturgeschichte, der Kunst und schönen Litteratur sein, das in der „Litterarischen Umschau“ Berücksichtigung findet. Wir betonen ausdrücklich, daß auch die hervorragendsten Erscheinungen, aber nur diese, auf dem Felde der Romanlitteratur und Novellistik, wie auf dem der eigentlichen Dichtung hier zur Besprechung gelangen sollen. Eingehende Kritiken der einzelnen Werke verbieten sich von selbst durch den eng begrenzten uns zur Verfügung stehenden Raum, es werden fast immer nur kurze Charakteristiken und Anzeigen sein, die wir bieten. Es scheint uns für den Zweck, den wir mit der „Litterarischen Umschau“ verfolgen, wichtiger, eine größere Anzahl von Büchern kurz, als einige wenige ausführlich zu besprechen. Ein jedes neue Unternehmen hat zunächst mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich nicht sogleich überwinden lassen; die Erfahrung haben auch wir beim Beginn der „Litterarischen Umschau“ zu machen hinlänglich Gelegenheit gehabt. Einige besonders bemerkenswerthe Bücher sind uns wider Erwarten noch nicht zugegangen, andere zu spät eingetroffen, um noch Berücksichtigung finden zu können, auch sonst waren Schwierigkeiten mancher Art zu überwinden, daher kommt es, daß in der nachstehenden Uebersicht manches Buch unerwähnt geblieben ist, dessen Besprechung dieser oder jener Leser erwarten könnte. Im weiteren Fortgange hoffen wir zuversichtlich, es dahin zu bringen, daß alle wichtigeren Erscheinungen rechtzeitig in der „Litterarischen Umschau“ Erwähnung finden.

Aus dem Gebiet der Geschichte liegt uns zunächst eine Schrift vor, welche sich mit einer Episode aus der großen französischen Revolution beschäftigt: Rudolf Focke, Charlotte Corday. Eine kritische Darstellung ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit.

Mit einem Bilde nach dem Gemälde von J. Hauer. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.) Der Verfasser hat nach hundert Jahren zuerst wieder eine umfassende Lebensdarstellung der berühmten französischen Freiheitsheldin in deutscher Sprache gegeben. Die Schrift gründet sich auf das reiche, von französischen Forschern zusammengebrachte Material und ist eine fleißige sorgsame Arbeit, die durch das beigelegte, ein gleichzeitiges Gemälde reproducirende Portrait erhöhten Werth erhält. Jeder, der sich für das merkwürdige, hochgefinnte Opfer der Revolution und der durch sie herbeigeführten Exaltation der Geister und der Verwirrung aller sittlicher Begriffe interessiert, findet hier befriedigende willkommene Auskunft. Ein Mangel des Buches ist die weitschweifige Darstellung Focke's; so werden mehrfach Originalbriefe und Schriftstücke in vollständiger Uebersetzung mitgetheilt und außerdem noch vorher und nachher ihr Inhalt referirt: größere Knappheit des Ausdruckes würde die wesentlichen Momente noch deutlicher hervortreten lassen. Der Verfasser ist ein enthusiastischer Bewunderer seiner Heldin, er will auch nicht den kleinsten Flecken an ihrer Persönlichkeit dulden und sucht ihre That geschichtlich zu rechtfertigen; es ist im Wesentlichen der Standpunkt der Beurtheilung Klopstock's und Jean Paul's, dessen begeisterten Aufsatz Focke mit Recht bewundernde Anerkennung zollt, welchen der Verfasser einnimmt. In der That ist ja Marie d'Armont, wie sie eigentlich hieß, das Mädchen von Caen, eine sehr anziehende, außerordentliche Persönlichkeit, aber sie mit Jeanne d'Arc zu vergleichen, erscheint uns doch durchaus als ein Mißgriff, denn abgesehen von allem anderen, duldet schon die historische Bedeutung jener keine Vergleichung. Charlotte Corday war ursprünglich nach Herkunft und Erziehung eine Aristokratin und als solche zeigt sie sich auch in dem ergreifenden Briefe, in dem sie ihren Schmerz über die Hinrichtung Ludwigs XVI. ausspricht. Erst durch die Bekanntschaft mit den nach Caen geflüchteten Girondisten scheint sie zur entschiedenen Republikanerin geworden und der Entschluß, Marat zu tödten, in ihr gereift zu sein. Ihre schwärmerische Bewunderung für die griechischen und römischen Freiheitshelden ist die eigentliche Quelle ihres Handelns gewesen; sie ist beherrscht von derselben antikisirenden Geistesrichtung, welche damals so große Wirkungen ausgeübt und so viel Unheil verursacht hat. Marie Corday's religiöse Entwicklung läßt sich

leider nicht genau feststellen; daß sie mit ihrer Kirche und mit dem Christenthum überhaupt gebrochen hat, das zeigen ihre letzten Lebens-tage und ihre Zurückweisung des Priesters im Gefängniß. Es hat etwas Erkältendes und Abstoßendes, wie sie in ihren letzten Stunden von der Berechtigung ihrer That sich erfüllt zeigt und nicht die leiseste Anwandlung von Reue oder Zweifel über sie kommt, daß sie, das junge Mädchen, kalten Blutes einen Menschen, wenn auch einen verworfenen, getödtet hat. Daß sie die Schranken ihres Geschlechts mit vollem Bewußtsein überschritten, daß sie die Gebote der Sittengesetze rücksichtslos verletzt, dafür blieb die Nemesis nicht aus: ihre That verfehlte vollständig den erwarteten Zweck, sie blieb gänzlich wirkungslos und dieses edle, hochgesinnte Wesen hatte sich nutzlos für das Phantom einer falschen Freiheit und irregeleiteter Vaterlandsiebe hingeopfert.

Zur neuern deutschen Geschichte bieten einen sehr beachtenswerthen Beitrag die Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor von Unruh, herausgegeben von Heinrich von Poschinger. (Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.) Der Verfasser dieser Erinnerungen, der 1886 im achtzigsten Lebensjahre gestorben ist, war ein im politischen Leben Preußens wohlbekannter Mann. Bautechniker seinem ursprünglichen Berufe nach war er eifriger Befechter der liberalen Ideen, spielte eine bedeutsame Rolle in der konstituierenden preussischen Nationalversammlung von 1848 und war ihr Präsident, als sie die Verweigerung der Steuern beschloß — „mein Gegenkönig“ nannte ihn deshalb König Friedrich Wilhelm IV. Während der Reaktionszeit vielfach verfolgt, übernahm Unruh die technische Leitung verschiedener industrieller Unternehmungen, war ein thätiges Mitglied der Fortschrittspartei während der Konfliktzeit und einer der Begründer der nationalliberalen Partei, als deren Mitglied er auch dem norddeutschen und später dem deutschen Reichstage angehört hat. Er war ein eifriger Anhänger des Fürsten Bismarck, trat aber mit den meisten seiner Parteigenossen in Opposition zu ihm, als der Reichskanzler 1879 die neue Zoll- und Handelspolitik durchsetzte. Mit diesem für die Nationalliberalen so verhängnißvollen Konflikte schließen die Erinnerungen, während ihr Anfang weit zurück bis in die Zeit der Befreiungskriege reicht. Unruh war ein nüchterner klarer Kopf von scharfem Verstande, er unterscheidet in seinen

Erzählungen sorgfältig das Selbsterlebte von dem bloß Gehörten, das erhöht den Werth seiner Aufzeichnungen. Die ganze neuere preußische Geschichte zieht in diesem Buche an dem Leser vorüber: die letzten Zeiten Friedrich Wilhelms III., der alte Oberpräsident Theodor von Schön in Preußen, die Anfänge Friedrich Wilhelms IV., der vereinigte Landtag von 1847, das stürmische Jahr 1848, die Kämpfe der Konfliktzeit von 1862—1866, der österreichische und der französische Krieg und die ersten Jahre des neuen deutschen Reiches werden theils berührt, theils nach persönlichen Erlebnissen eingehender geschildert, auch Herzog Ernst's von Koburg-Gotha Eitelkeit und ehrgeizige Bestrebungen erfahren eine charakteristische Beleuchtung. Das Wichtigste aber und das Anziehendste in dem Buche sind die Mittheilungen Unruh's über Bismarck, mit dem er seit 1849 bekannt war; es sind höchst charakteristische Züge zu dem Bilde des großen Staatsmannes, welche uns in den von Unruh aufgezeichneten Aeußerungen und Gesprächen Bismarck's geboten werden. Merkwürdig ist es, wie der alte Demokrat von 1848 von Bewunderung für Bismarck's Genie und staatsmännische Größe erfüllt ist. Welcher tiefe Unterschied ist doch zwischen diesen alten Demokraten und den heutigen wüsten Demagogen vom Schlage Eugen Richter's! Unruh's Erinnerungen sind eine sehr werthvolle Bereicherung der deutschen Memoirenlitteratur und der Herausgeber hat durch Hinzufügung von Anmerkungen und sorgfältige Register Alles gethan, um die Benutzung des Buches zu erleichtern.

Die Kämpfe in Ostasien haben zwar im Frieden von Simonsseki ihren vorläufigen Abschluß gefunden, aber ihre weltgeschichtliche Bedeutung für die Zukunft wird immer klarer und die neue Machtstellung, welche Japan in diesem ruhmreichen Kriege sich errungen hat, wird die europäischen Großmächte noch vielfach beschäftigen. Ein vorzügliches Hülfsmittel, den ganzen Verlauf des ostasiatischen Krieges sich zu vergegenwärtigen, bietet die Schrift des Lieutenants von Müller, der Krieg zwischen China und Japan 1894/95. (Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.) 3 Theile. Die Schrift beruht auf authentischen Mittheilungen, giebt eine sorgfältige Uebersicht über den ganzen Verlauf des Krieges und erläutert die einzelnen Kämpfe und Schlachten durch beigefügte Karten und Skizzen. Es ist für den Laien sehr belehrend, sich von einem militärischen

Führer den Gang und die Bedeutung der militärischen Operationen erläutern zu lassen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns eine neue Zeitschrift, von der die beiden ersten Hefte vorliegen. Sie führt den Titel Biographische Blätter. Vierteljahresschrift für Lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co.). Die Kunst biographischer Darstellung ist in Deutschland nicht sehr entwickelt, die Franzosen haben darin einen bedeutenden Vorrang. Die deutsche Litteratur kann wohl mit Stolz auf biographische Denkmäler, wie C. Justis Winkelmann und Hayms Herder, auf litterarische Kunstwerke, wie Hermann Grimm's Goethe und Freytag's Karl Mathy, um nur die hervorragendsten anzuführen, hinweisen, aber wie groß ist dagegen die Masse der trocknen, unlebendigen, nirgends in die Tiefe dringenden, den Stoff ohne alle geistige Durchdringung aneinander reihenden Lebensbeschreibungen. Da ist es denn ganz nützlich und zeitgemäß, daß ein besonderes Organ an die Oeffentlichkeit tritt, welches sich theoretisch mit den Aufgaben und Zielen biographischer Darstellung beschäftigt und andererseits praktische Beispiele rechter biographischer Behandlung bietet, sowie biographisches Material mannigfacher Art zusammenbringt. Aus dem ersten Hefte heben wir als besonders beachtenswerth die Aufsätze von Alfred Dove über Ranke's Verhältniß zur Biographie, von Ant. C. Schönbach über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnegesanges, so wie die meisterhafte Gedächtnißrede auf Scheffel von M. Bernays hervor. Im zweiten Hefte verdient vor Allem der treffliche, gedankenvolle Aufsatz von Erich Marcks, „Nach den Bismarcktagen“, Beachtung; er führt sehr fein aus, wie wenig wir noch von des großen Mannes innerer Entwicklung wissen und wie sehr bis jetzt uns eine wirkliche Biographie von ihm fehlt. Mit Interesse liest man auch den Aufsatz von Fr. von Bezold über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter. Endlich ist die in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Gedächtnißrede Alfred Sorel's auf Daine in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth; sie giebt uns eine geistreiche Uebersicht über den geistigen und litterarischen Entwicklungsgang des großen Schriftstellers aus der Feder eines bewundernden Schülers. Auffallend ist dabei die starke Rhetorik der Darstellung und des

Stils, die uns geradezu fremdartig berührt und im Deutschen ganz unerträglich wäre. Wir wünschen der neuen Zeitschrift guten Fortgang und weite Verbreitung und hoffen, die Redaction werde sich stets von allen Parteitendenzen fernhalten und ganz Unbedeutendem die Spalten der Zeitschrift immer mehr verschließen.

Mit einem Gegenstande, der alle Gebildeten interessiren sollte, beschäftigt sich das Büchlein von Dr. D. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen (Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.) Es sind schon zwei Werke vorhanden, welche sich eine ähnliche Aufgabe gestellt haben wie das vorliegende Buch, von A. Schleicher und D. Behaghel, aber jenes, an sich sehr werthvoll, setzt beim Leser doch zu viele Vorkenntnisse voraus, dieses ist zwar verdienstlich, aber nicht so in's Einzelne gehend, als man wünschen möchte. Weise's Buch enthält alles, was zum vollen Verständniß des Wesens und der Entwicklung der deutschen Sprache für den Gebildeten erforderlich ist. Das Ganze ist übersichtlich angelegt, mit großer Sachkenntniß verfaßt und außerordentlich reichhaltig. Auf eine kurze Geschichte der deutschen Sprache folgt ein höchst anziehender Abschnitt über die Beziehung der Sprache zur Volksart, dann weiter einer über Ober- und Niederdeutschland, über Mundart und Schriftsprache. Hieran schließen sich zwei wieder ganz besonders anziehende Kapitel: der Wortschatz, ein Spiegel der Gesittung, und der Stil und die Kulturentwicklung. Darauf folgen dann weitere Abschnitte über die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache im äußern wie im innern Leben der Wörter und ein Kapitel über die Satzlehre beschließt das Ganze. Ein höchst reicher Stoff ist hier in dem kleinsten Umfange zusammengedrängt und jeder, der nicht Sprachforscher von Fach ist, findet hier eine Fülle von Belehrung. Möge das treffliche Buch, welches zu jedem Abschnitte reiche litterarische Nachweisung giebt, die weiteste Verbreitung finden.

Bei einem neuen Bande Novellen von Paul Heyse bedarf es eigentlich nur des Hinweises auf ihr Erscheinen, da der dichterische Charakter des berühmten Novellisten und die Eigenart seiner poetischen Schöpfungen hinlänglich bekannt sind. Wir können uns daher bei der Besprechung seiner neuesten Novellensammlung: Aus den Vorbergen (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz), kurz fassen, zumal dieselben schon vor einiger Zeit an's Licht getreten sind. Alle vier in

diesem Bande enthaltenen Novellen spielen auf dem Dorfe und haben mit einer Ausnahme einen tragischen Ausgang. P. Heyse bewährt auch in ihnen die alte Meisterschaft psychologischer Entwicklung, vor allem in der Darstellung der Sophistik der Leidenschaft. Daß diese den Sieg über alle Erwägungen des Verstandes und allen Widerstand des Gewissens zuletzt davonträgt oder daß der Konflikt nur durch eine Katastrophe gelöst wird, das ist hier, wie fast immer, das Charakteristische an Heyse's Novellen. Die Schilderung erscheint in der vorliegenden Sammlung weniger hinreißend und erregt als sonst und auch der sprachliche Ausdruck, im Uebrigen vollendet wie immer, will uns diesmal fühler und gedämpfter vorkommen als in frühern Novellen.

Zum Schlusse sei noch eines ebenso originellen wie geistreichen Buches gedacht: Theodor Virt, Unterhaltungen in Rom. Fünf Gespräche deutscher Reisender. (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz.) Wir haben lange kein Buch gelesen, das uns so interessirt, angeregt und gleichzeitig so zum Widerspruch gereizt hat wie dieses. In halb novellistischer Einleidung und in der Form zwanglosen Gespräches zwischen verschiedenen alten und jungen, männlichen und weiblichen Besuchern Roms giebt der Verfasser, seines Zeichens Philologe und Professor in Marburg, die mannigfaltigen Eindrücke, welche die Betrachtung der großen Werke antiker und moderner Kunst in Rom auf empfängliche und gebildete Gemüther ausübt, wieder. Virt ist ein feinsinniger Kunstkenner von tief eindringendem Verständniß und selbständigem, durchgebildetem Urtheil, es ist meist eine wahre Freude, seinen geist- und gedankenreichen Ausführungen zu folgen und wohlbekanntes, berühmte Kunstwerke in neuer Beleuchtung sich vorführen zu lassen. Dazwischen stellt unser Verfasser dann wider die parradoxeften und befremdendsten Ansichten auf, die kaum bei irgend Jemandem Zustimmung finden werden, die aber immer zur Prüfung und zum Nachdenken anregen. Solcher Art sind Virt's Betrachtungen über den St. Petersdom, über Tizian's irdische und himmlische Liebe, über das Verhältniß Rafael's zu Michel Angelo, Allegri's berühmtes Miserere und vieles andere. Sehr schön ist dagegen, was er über das Pantheon, das Kolosseum, den Apollo von Belvedere, Soddoma's Bilder und andere antike und moderne Kunstwerke sagt. Für die antike Welt und die Renaissance hat der Verfasser das tiefste Verständniß

und die lebhafteste Begeisterung, für das Christenthum fehlt ihm leider Beides, das lehrt sein Buch an mehr als einer Stelle. Es ist eine rein ästhetische Auffassung der Dinge, welche uns bei Birt überall entgegentritt, es ist der Geist Winkelmann's und Goethe's, welcher, zu neuem Leben erwacht, aus den Blättern dieses Buches zu uns spricht, natürlich in moderner Form und durch den Mund eines begabten selbständigen Jüngers. Vor 60 Jahren waren diese Anschauungen nichts Ungewöhnliches, in der Gegenwart nuthen sie uns fremdartig, aber nicht unsympathisch an. Der Vergangenheit gehört auch die kosmopolitische Sinnart an, die den Verfasser die Italiener preisen und verherrlichen läßt, während er für sein eigenes Volk nur Worte der Geringschätzung und des Tabels hat. Hierin begegnet er sich mit Victor Hehn, in dessen Spuren er seinen Professor schüchtern wandeln läßt. Diese Seite des Buches kann nur unangenehm berühren. Indessen ist dies nur ein untergeordneter Mangel, durch den man sich den Genuß des vielen Schönen in dem Buche nicht verkümmern lassen darf. Wir empfehlen Birt's Unterhaltungen allen, die für Kunst Sinn und Interesse haben, auf das Wärmste und Angelegentlichste. Wir nehmen diese Gelegenheit wahr, auf eine andere frühere Schrift desselben Verfassers unsere Leser aufmerksam zu machen. Sie heißt: Eine römische Litteraturgeschichte in fünf Stunden gesprochen. (Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.) Dem gebildeten Laien, der sich in Kürze mit dem Entwicklungsgange der römischen Litteratur und ihren hervorragendsten Schriftstellern bekannt machen will, wüßten wir nichts Geeigneteres zu diesem Zweck vorzuschlagen als das angeführte Büchlein eines vorzüglichen Sachkenners, der es verstanden hat den ungeheuren Stoff in dem kleinsten Raume zusammenzudrängen, ohne trocken und dunkel zu werden.



A. von Grothuss,

Riga, Wallstr. 5,

Buch- u. Notendruckerei, Lithographie, Buchbinderei,

Telegramm-Adresse: GROTHUSS — RIGA. Telephon № 259,

(gegründet 1887)

empfeht sich zur Herstellung typographischer, lithographischer
u. Buchbinder-Arbeiten jeder Art, wie:

Drucksachen für Kaufleute:

Etablissemets- u. Procura-Circuläre, Preis-Courante, Notas, Rechnungen,
Fakturen, Wechsel, Quittungen, Anweisungen, Briefpapiere, Converts,
tabellarische Arbeiten etc.

Drucksachen für Vereine:

Adressen, Diplome, Programme, Tafellieder, Festgedichte, Eintritts- und
Einladungskarten, Tanzordnungen und Tafelkarten, Menu-, Wein- und
Speisekarten, Mitgliedskarten und Mitgliedsverzeichnisse, Fest- und
Jubiläumsschriften, Statuten, Jahresberichte, Loose, Gewinnlisten, Antheil-
scheine (nummerirt u. perforirt) etc.

Drucksachen für Buchhändler:

Prospecte, Circulare, Bücher- und Musikalien-Umschläge. Subscriptions-
Listen, Kreuzblätter-Zettel, Karten- und Rechnungspapiere, Plakate für
Verlags-Artikel, Verlags- und Leihbibliotheks-Kataloge, Brochüren,
Zeitschriften, Werke in allen Sprachen und Notenwerke etc.

Privat-Drucksachen:

Visitenkarten, Hochzeits- u. Taufeinladungen, Tauf-, Trau- u. Beerdigungs-
lieder, Kalender und Volkschriften, Aftichen in allen Farben etc.

Verlag jeglicher, die Accise betreffender Bücher u. Formulare.

Stets auf Lager: **Quittungen** (Mieth-), **Rechnungen**, **Formulare**
und **Blanquette** für Advokaten u. Notaire, diverse **Plakate** etc.

A. v. Grothuss,
Riga, Wallstrasse № 5.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, **120 Seiten stark**, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades**, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.